Aus dem Hygienischen Institut in München
Leiter: Geheimrat Prof. Dr. Kißkalt

Hygienische und sozial-hygienische Untersuchungen in den Reichs-Klein-Siedlungen Mainz-Ginsheim und Mainz-Mombach.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde in der gesamten Medizin

verfaßt und einer

Hohen Medizinischen Fakultät der Bayrischen

Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Ruth Laue

aus Hannover

1939

Buchdruckerei Richard Mayr, Würzburg.

Gedruckt mit Genehmigung der medizinischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität zu München.

1. Referent: Geh.-Rat Prof. Dr. Kißkalt.
2. Referent: Dr. Dr. Schmidt-Lange

Tag der mündlichen Prüfung: 17. Dezember 1938

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinem lieben Vater gewidmet!

Inhaltsverzeichnis.

1. *Vorbemerkung.*
   1. Vorgeschichte der Siedlung.
   2. Finanzierung der Siedlung.

2. *Einleitung.*
   a) Schilderung der Siedlungen.
   b) Lage der Siedlungen.
   c) Zweck der Untersuchung.

I. *Hauptteil:* Methode der Untersuchung.

II. *Hauptteil:* Untersuchung selbst.
   A. *Hygienischer Teil.*
      a) Bautechnischer Zustand und seine Folgen.
      b) Garten und Viehhaltung.
      c) Ernährung.
      d) Gesundheitszustand.
   B. *Sozialhygienischer Teil.*
      a) Siedlerauswahl.
      b) Siedler (sittliche und soziale Zustände).

III. *Hauptteil:* Zusammenfassung und Schlußfolgerung.

Vorbemerkung.

Schon vor dem Kriege war durch die Wandlung Deutschlands vom Agrar- zum Industriestaat eine Abwanderung der Arbeiter vom Land in die Stadt erfolgt.

Die Folge war ein immer größer werdender Wohnungsmangel, der nach dem Kriege durch das jahrelange Aussetzen aller Bautätigkeit und die plötzlich steigende Nachfrage noch stark vermehrt wurde. Die Bodenpreise stiegen, die verfügbaren Gelder waren gering, so erstellten die Städte und gemeinsamen Baugesellschaften große Blocks von ineinandergeschachtelten, hoch gebauten Wohnungen, um viele Menschen auf möglichst geringem Raum unterzubringen. Die Privatinitiative war gering, denn der Arbeiterwohnungsbau bietet ja keine Gewinnchance, weder in Gestalt einer guten Rente, noch eines künftigen Wertzuwachses. Im Gegenteil bringt er in der Verwaltung mancherlei Schwierigkeiten und besonders in wirtschaftlichen Notzeiten die Gefahr von Mietrückständen und Verlusten und die unvermeidlich stärkere Ausnutzung der Bauten führt zu einer Verminderung des Wertes rascher als dies bei großen Wohnungen der Fall ist.

So war die Lage im Reich allgemein. Noch schärfer kam sie zum Ausdruck im Westen, der an sich schon immer eine größere Bevölkerungsdichte aufwies, die durch die stark wachsende Industrie noch erhöht wurde. Kompliziert wurde sie vor allem in den alten Festungsstädten, wie z. B. Mainz. Hier fielen die Festungswälle nur sehr langsam und spät und engten so die Bevölkerung, die in hundert Jahren auf das Vierfache gestiegen war, sehr ein. Als dann in den Jahren 1905—1910 die letzten Festungswälle für Baugelände freigegeben wurden, dachte die Stadt aus dem Gelände möglichst hohe Einnahmen zu erzielen. Der Bodenpreis wurde so hoch festgesetzt, daß es nur der finanziell gutgestellten Bevölkerung möglich war, sich auf diesem neu erschlossenen Gebiet anzusiedeln. Der Arbeiter jedoch war noch nicht genügend aufgeklärt, um sich der besseren Wohnverhältnisse wegen auf dem Lande selbst niederzulassen. Dazu waren die Verbindungen zur Stadt auch nicht günstig genug und für ihn zu teuer. Nur derjenige, der dort sein Haus ererbt hatte, blieb wohnen und arbeitete in der Stadt, da der Ertrag des Kleinstgutes, das Eltern und Geschwister bewirtschafteten, nicht für die ganze Familie ausreichte.

Nach Beendigung des Krieges kam die Besatzungszeit. Eine Stadt von 110 000 Einwohnern wie Mainz hatte ca. 12 000 Mann der französischen Armee, dazu die Familien. Kinder und Personal der Offiziere

mit ungefähr 2 000 Personen unterzubringen. So mußte die Stadt ihren Bürgern noch Einquartierung auferlegen und für die Fremdlinge ein ganzes Villenviertel und viele Wohnhäuser errichten und die eigene Bevölkerung mußte zurückstehen.

Beim Abzug der Truppen 1930 kamen diese teueren Wohnungen wegen der hohen Miete wieder nur der besser gestellten Schicht zugute. Die Finanzen der Stadt waren durch die Inflation und die lange Besatzungszeit und außerdem durch die Wirtschaftskrise mit der zunehmenden Arbeitslosigkeit erschöpft. Die Entschädigungsgelder des Reiches vermochten die Folgen so schwerer Lasten nicht aufzuheben. So blieben lang geplante Bauprojekte unausgeführt und die Bevölkerung mußte weiter in überfüllten Altstadtvierteln und hohen Mietskasernen wohnen. Die Kinder bekamen ihre Rachitis und in den feuchten, sonnenlosen Stuben breitete sich die Tuberkulose innerhalb der Familie aus. Zu diesen und anderen gesundheitlichen Schäden kam noch die moralische Zerrüttung durch das enge Zusammenwohnen und durch die Arbeitslosigkeit.

Zuerst galt die öffentliche Fürsorge den sogenannten Not- und Behelfswohnungen, um wenigstens die obdachlosen Familien, die den Gemeinden zur Last fielen, unterzubringen.

Erst der Erlaß des Reichsarbeitsministers vom 20. 2. 1933 über die Bereitstellung von erheblichen Reichsmitteln in Form eines Darlehens zum Bau von Kleinsiedlungen in Höhe von 2250 bis zu 2500 RM für ein Haus brachte der Stadt Mainz die Möglichkeit, im Rahmen der Arbeitsbeschaffung einer größeren Anzahl von Erwerbslosen Beschäftigung zu geben. Haus und Garten sollten später den Siedlern die Möglichkeit eines Nebenerwerbs bieten. So entstand vom Frühling 1934 bis zum Herbst 1935 die Reichs-Kleinsiedlung Mainz-Ginsheim mit 52 Häusern und die Kleinsiedlung Mainz-Mombach mit 38 Häusern. Zu ihrer Erstellung scheute die Stadt keine Mühe und Kosten und so gelang es, die Miete auf ein Mindestmaß festzusetzen, trotzdem die Häuser einen an der oberen, durch den Reichsarbeitsminister festgesetzten Grenze liegenden Wert hatten.

Finanzierung.

Die Finanzierungspläne werden der Einfachheit halber immer auf ein Siedlungshaus bezogen.

Das Reich gab in Form eines Darlehens 2250 RM, dazu einen Zuschuß von 250 RM für die 80 Kinderreichen und als erste Hilfe für Geräte, Kleintiere und Saaten noch 250 RM, also insgesamt 2750 RM. Die Stadt Mainz beteiligte sich mit Sachleistungen in Form von Baumaterial und Transporten im Werte von 615 RM. Tatsächlich ist diese Summe im Wert wohl höher einzusetzen, denn das aus dem Abbruch alter Kasernen und Lagerhallen gewonnene Baumaterial wurde, um

den Siedlern entgegenzukommen, zu einem Minimalpreis zur Verfügung gestellt. Dadurch hat die Siedlung heute einen höheren Bauwert als den mit 3865 RM errechneten, da die Stadt Mainz einen verlorenen Zuschuß von 1500 RM und den Geländewert von 870 bis 1000 RM nicht eingesetzt hat.

Der Wert der Selbsthilfe ist mit 500 RM eingesetzt. Es wurden ca. 3000 Arbeitsstunden von jedem Siedler in 1½ Jahren am Bau abgeleistet. Das Land, das der Stadt im Erbbau gehört, ist für 4 Rpfg. pro qm jährlich vom Siedler zu pachten und nicht im Hauspreis angesetzt.

Die jährliche Miete setzt sich also folgendermaßen zusammen:

	Mombach Größe durschn. 1100 qm	Ginsheim Größe durchschn. 875 qm
1. Pachtpreis 4 Rpfg. pro qm	44.— RM	35.— RM
2. 3% Zinsen f. d. Reichsdarl. i. Höhe v. 2750 RM	82,50 „	82,50 „
3. 3% Zinsen f. Sachleistg. d. Stadt Mainz in Höhe von 615 RM	18,45 „	18,45 „
4. 4% Zinsen u. Tilg. f. nicht gel. Selbsthilfe		
zusammen jährlich	144,95 RM	135,95 RM

Die monatliche Miete beträgt also für beide Siedlungen etwa 12 RM, außerdem hat der Siedler Betriebs- und Wohnungsunterhaltungskosten (Brandversicherung usw.) mit rund 6 RM monatlich zu tragen.

Bei Wohlfahrtsunterstützten trägt die Fürsorge die gesamte Miete, bei Arbeitslosen- und Krisenunterstützten 2,80 RM davon.

So beläuft sich die Gesamtbelastung

bei Vollbeschäftigen auf 18,— RM monatlich,
bei Arbeitslosen- u. Krisen-Siedlern „ 15,20 „ „
bei Wohlfahrtsunterstützten „ 6,— „ „

Die Stadt Mainz ist verpflichtet, dem Siedler nach 3 Probejahren, wenn er seine Eignung für die Bewirtschaftung der Stelle bewiesen hat und seinen Verpflichtungen nachgekommen ist, die Siedlung als Eigentum oder in Erbbaurecht zu übergeben. Der Erbbauzins beträgt 4 Rpfg. pro qm, deckt sich also mit der Pacht. Außerdem sind vom 4. Jahr ab 4% Zinsen + 1% Tilgung für 2750 + 615 RM zu zahlen. Die Mehrbelastung beträgt 64,30 RM jährlich = 5,60 RM monatlich.

Vom Siedler gemachte Anlagen werden, wenn er zurücktritt, nicht zurückerstattet. Dadurch sucht man eine Bindung an das Heim zu erreichen.

Den Siedlern sind also außerordentliche günstige Bedingungen gemacht worden.

Schilderung der Siedlungen.

Beide Siedlungen bestehen aus freistehenden eingeschossigen Doppel-Einfamilienhäusern, die in einem Garten in Mombach von 1100 qm und in Ginsheim von 875 qm Größe liegen. Die Häuser sind alle nach einem Typ gebaut. Sie wirken in den Proportionen durchaus harmonisch und passen sich der natürlichen Umgebung ausgezeichnet an. Auch nach 2½ Jahren sehen sie mit ihrem weißen Kalkmörtelverputz, den roten Ziegeldächern und grünen Fensterläden noch sauber und wohnlich aus.

Die Häuser haben eine Frontlänge von 16,50 m pro Doppelhaus und eine Tiefe von 8 m. Die gute Proportion zu der sehr geringen Höhe von 6,20 m ist durch die Herunterlegung des Sockels im Erdgeschoß auf Kellerfensterhöhe geschaffen worden. Im Erdgeschoß ist an der Straßen- und Rückseite je ein Fenster von 1,20 m : 1,40 m mit Klappläden angebracht. Der Eingang liegt an der Außenseite in einem überbauten Werkplatz von 1,30 m Breite und 5,30 m Tiefe, dessen brauner Tragbalken in bunt ausgemalter Schnitzerei die Hausnummer und einen kurzen Spruch trägt. Aus dem steilen Satteldach ist vorn und hinten je eine zinkgedeckte Gaube ausgebaut. Das seitliche Giebelfeld ist mit geölten Holzbrettern verschalt und weist 2 Fenster auf. Die Häuser sind 10—25 m voneinander entfernt, je nach der Gartengestalt. Zur Straße führt ein oft von den Siedlern selbst gepflasterter oder betonierter Weg. Ein 70 cm hoher Zaun bestehend aus rohen, gespaltenen, schräg gestellten Stämmen von 6—8 cm Durchmesser trennt die Vorgärten von der Straße und voneinander. In Mombach steht er des leichten Sandes wegen auf einem Zementsockel.

Die Ginsheimer Siedlung besteht aus 5 Reihen Häusern, von denen 4 parallel in Ost-West-Richtung laufen, während die 5. Reihe als Abschluß von Süden nach Norden angelegt ist. Die dazwischen liegenden 2 Straßen sind 8 m breit, mit Schotter gewalzt und haben seitlich eine gepflasterte Rinne mit Abläufen, wo das Regenwasser versickert wird.

In Mombach liegen die beiden Straßen in Form eines rechten Winkels. Sie sind sehr breit, ca. 16 m, in der Mitte etwas aufgeschottert, bestehen im übrigen aber aus reinem Sand, wie er dort von Natur aus vorhanden ist. So ist bei trockenem windigen Wetter die ganze Siedlung in Staubwolken gehüllt und bei Regen schleppt jeder Mengen feuchten Sandes an den Schuhen herum.

Die Siedlungen als Ganzes machen einen frischen, sauberen und freundlichen Eindruck und sind das Ziel mancher Spaziergänger geworden, wozu auch ihre schöne Lage beiträgt.

Die Lage der Siedlungen.

Mombach ist ein Arbeitervorort, 2—3 km westlich von Mainz. Dort liegt im südwestlichen Teil auf der ersten kleinen Höhe vor der Rhein-

gauebene die Siedlung an der Suderstraße. Sie schließt dicht an die letzten Häuser dieser Straße an. Westlich und südlich grenzt sie unmittelbar an den „Großen Sand" an, der heute wieder Truppenübungsplatz für die Mainzer Garnison ist. Zur Zeit des Baues war er noch aufgeteilt in Kleingärten. Nördlich hat man den schönsten Blick über weite Baumgärten zum Rhein und Taunus herüber. Östlich liegt in 1 km Entfernung die Waggonfabrik, deren Rauchwolken aber, der vorwiegend westlichen Winde wegen, selten die Siedlung erreichen.

Ginsheim ist ein mehr bäuerlicher Vorort 7 km stromaufwärts von Mainz am Rhein gelegen. Hier schließt sich die Siedlung nördlich an das Dorf an und liegt zwischen dem am Fluß entlanglaufenden Hindenburgdamm und der Fortsetzung der Mainzer Straße, welche den Zugang zur Siedlung bildet. Nördlich und östlich schließen sich Felder und Obstgärten an. Staub und Rauch der Zementfabrik, die nordwestlich auf der anderen Rheinseite 2 km entfernt liegt, gelangen fast nie zu den Häusern herüber.

So liegen beide Siedlungen in direktem Anschluß an bebautes Gelände und gute Straßen, doch frei in Sonne und Wind, entfernt von städtischer Rauchluft, in hygienischer und landschaftlicher Hinsicht in günstigster Lage.

Die Lage zum Verkehr

ist in Mombach recht gut. Die Entfernung zur Haltestelle der Straßenbahn nach Mainz, die viertelstündlich verkehrt, beträgt 5 Minuten. Mit dem Rad, das in jeder Siedlerstelle vorhanden ist, erreicht man das Zentrum der Stadt in 20 Minuten. Der Weg zum Bahnhof Mombach erfordert 10 Minuten. Von dort ist alle ¾ Stunde Zugverkehr nach den großen Industrie-Werken in der Richtung Frankfurt. Schule und Kirche sind bequem in 10 Minuten erreichbar. Zum Kolonialwarenhändler geht die Frau 2 Minuten; Telefon ist im Eckhaus — der Siedlung gegenüber — für den Notfall vorhanden. Auch eine Unfallmeldestelle ist in 3 Minuten zu erreichen. Der Arzt wohnt 8 Minuten entfernt. Die Apotheke mit Nachtdienst ist in 5—7 Minuten zu erreichen.

Ginsheim liegt in Luftlinie 8 km vom Stadtkern entfernt und ist nicht leicht zu erreichen. Die Siedler fahren meist aus Sparsamkeitsgründen mit dem Rad auf gut asphaltierter Straße über eine Stunde, das sind 2 Stunden Kraftanstrengungen täglich, die anderen Arbeiten verloren gehen und bei schlechtem Wetter Erkältungsgefahr bringen; doch nehmen sie in Erkenntnis der Vorteile der Siedlung diese Unbequemlichkeit gerne in Kauf. Außerdem geht ein Omnibus zu den nächsten Bahnstationen Bischofsheim und Gustavsburg, der aber nicht oft und für manche zu spät zum Arbeitsbeginn fährt. Schließlich verkehrt noch ein Dampfboot nach Mainz direkt je nach der Jahreszeit 3—6mal täglich. Es benötigt für die Talfahrt nur 25 Minuten, für die

Bergfahrt dagegen 35—40 Minuten und die Rückfahrkarte kostet 55 Pfg. Es wird eigentlich nur von den Frauen benutzt, die von hier aus nur einmal im Monat durchschnittlich nach der Stadt fahren, um Besorgungen zu machen, während ungefähr die Hälfte der Mombacher Siedlerinnen 2—3mal in der Woche und die übrigen nur alle Vierteljahr einmal den Weg zur Stadt nehmen. Höhere Ausgaben von 10 bis 11,50 RM für Verkehrsmittel haben nur die bei Opel in Rüsselsheim beschäftigten 15 Arbeiter beider Siedlungen. Sie müßten, wenn ihre Wohnung in der Stadt wäre, einen ungefähr gleichen Betrag dafür ausgeben. Auch hier ist die Lage zu Ort günstig.

Der Arzt ist in 2 Minuten zu erreichen. Apotheke mit Nachtdienst, Schule und Kirche im Zentrum des Ortes in 10 Minuten und der Kolonialwarenladen ist 20 m entfernt.

Die Lage hinsichtlich der Untergrundverhältnisse.

Der Boden ist in beiden Siedlungen sehr verschieden. Mombach hat gewachsenen Sandboden, in dem das Grundwasser ca. 30—40 m unter Terrain liegt. Es wurde deshalb tiefer ausgeschachtet und, bei gleicher Kellerhöhe wie in Ginsheim, liegen die Häuser tiefer im Boden. Die einzelnen Grundstücke wurden, des unfruchtbaren Bodens wegen, trotz höheren Preises größer gehalten als in Ginsheim.

Ginsheim hat eine für Siedlungen sehr günstige Bodenformation. Oben erst ein ca. 1¼ m tiefer, guter, landwirtschaftlich vorbearbeiteter Mutterboden, der durch eine 30 cm starke Lehmschicht von der folgenden reinen Sandschicht abgetrennt ist. In 2½ m Tiefe etwa geht diese in feinen, später gröberen Kies über, wie er auch im Rhein zu finden ist.

Zweck der Untersuchungen.

Die Untersuchungen wurden vorgenommen, um festzustellen, wie weit die Siedlungen den Forderungen der Hygiene entsprechen und um die sozial-hygienischen Verhältnisse an Hand eines möglichst genauen und zuverlässigen Zahlenmaterials zu erforschen. Es sollten Lob und Klage der Bewohner abgewogen und in den von ihnen gebrachten Verbesserungen und Vorschlägen ein Weg zur Beseitigung der Mängel gezeigt werden. Weiterhin wurde der Wert der Untersuchungen darin gesehen, gesundheitliche Verbesserungen oder Verschlechterungen zu erfahren, ebenso ob eine Änderung der Ernährung eingetreten ist, und falls ja, wie sich diese auswirkt. Schließlich sollten die Folgen des Wohnungswechsels auf das Leben der Erwachsenen und Kinder betrachtet werden. Diese in 2½ Jahren gemachten Erfahrungen sollen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, um damit bei späteren Siedlungsbauten zu deren weiterer Vervollkommnung zu führen.

Methode der Untersuchung.

Es wurden alle 90 Siedlungshäuser besucht, wobei ein von der Untersucherin zusammengestellter Fragebogen von ihr selbst ausgefüllt wurde. Die ca. 50 Fragen, die durch die Erfahrung nach einigen Besuchen, der Praxis entsprechend, ein wenig geändert waren, wurden in Form einer Unterhaltung gestellt, um dadurch den Siedlern Gelegenheit zu geben, ihre eigenen Beobachtungen zu berichten und ihnen das Mißtrauen gegenüber einer vermuteten Kontrolle zu nehmen. Durch einen Vergleich der Siedler und ihrer Umgebung mit ihren Aussagen war sofort eine Kritik der letzteren möglich. Doch kann gesagt werden, daß allgemein die Angaben der Wahrheit zu entsprechen scheinen. Die Frauen, denn um die handelte es sich meist, wurden im Verlauf des Gesprächs sehr aufgeschlossen und zugänglich, erzählten von ihren Sorgen, Schwierigkeiten und kleinen Erfolgen in der Siedlung als Frau zur Frau. In den meisten Fällen vermuteten sie in der Untersucherin nachher eine Fürsorgerin; daher sind die Angaben über Einkommen und Fleischverbrauch als die niedrigst zu berechnenden anzunehmen. An die Unterhaltung schloß sich eine genaue Besichtigung des Hauses mit allen Räumen, des Stalles und Gartens an. Schließlich wurden die Kinder, soweit sie anwesend waren, unauffällig auf ihren gesundheitlichen Gesamteindruck geprüft. Zur Bearbeitung der Finanzierung, der Baupläne und sozial-hygienischen Verhältnisse wurden die Akten und Grundrisse, die die Bauverwaltung der Stadt Mainz zur Verfügung stellte, nach Möglichkeit herangezogen. Um über die Siedler selbst Genaueres zu erfahren, wurde eine persönliche Aussprache mit den Ortsvorstehern, die für die Siedlung verantwortliche und sehr besorgte Führer sind, herbeigeführt und mit ihnen gemeinsam Familien besucht. Ein Teil des Fragebogens ist hier angegeben, ebenso der Grundriß des Hauses.

Bauart.

Die Siedlungen sind beide im Wege der Selbsthilfe gebaut. So mußte in der Art der Ausführung Rücksicht auf die meist ungelernten Arbeiter genommen werden, aber tatsächlich haben diese unter Anleitung von Fachleuten fast alles selbst ausgeführt bis auf schwierige Sachen und ausgesprochene Handwerkerarbeiten. Wasserleitungsanschlüsse und Tüncherarbeiten wurden jedoch selbst gemacht. Dabei mußte jeder nach Bedarf an irgendeinem Haus arbeiten. Nach Fertigstellung wurden die einzelnen Siedlerstellen dann verlost. So wurden alle Häuser gleichmäßig in der Qualität; der Einzelne wurde zur Gemeinschaftsarbeit erzogen und keiner konnte sich benachteiligt fühlen, wenn er einen kleineren Garten oder eine weniger günstige Lage erhielt.

Die Häuser stehen auf einem Fundament von 35 cm Dicke, das aus Sand- und Ziegelbruchsteinen mit Kalkmörtel verbunden besteht. Die

Bruchsteine stammen von alten Kasernen und Stadtbauten. Sie sind „abgelagert", d. h. sie haben 2—3 Jahre in kleinen Haufen im Freien gelegen und waren der Wind- und Sonnenwirkung ausgesetzt. Zwar ist ja, vom hygienischen Standpunkt aus, von der Verwendung von Abbruchmaterial zum Hausbau abzuraten, da es häufig feucht und voller Ungeziefer ist, aber hier soll es ganz trocken und einwandfrei gewesen sein und zu keinen Klagen Anlaß gegeben haben; außerdem hatte es den großen Vorzug der Billigkeit.

Eine Abdichtung nach unten gegen die aufsteigende Feuchtigkeit geschieht durch eine doppelte Lage Asphalt-Isolierpappe und garantiert eine gute Isolation der Mauer.

Der Kellerboden ist bei dem trockenen Untergrund ohne eine besondere Isolation nur durch eine Flachschicht Ziegel gebildet. Auch die Zwischenwände sind aus unverputzten Ziegeln errichtet. Das Fundament mißt je nach Tiefenlage des Hauses 1,30 bis 2 m und ist über Terrain mit einem verschlußsauberen Sockel aus Vorsatzbeton mit Kieselsteinen versehen. Diese Technik ist einfach und billig, da die Kieselsteine fast umsonst zu haben waren und das Material ist haltbar und gut isolierend gegen Feuchtigkeit. Auf diesem Fundament steht eine Bachsteinmauer von 30 cm Dicke in Höhe des Erdgeschosses. Die Zimmer-Zwischenwände sind aus Schwemmstein gebaut. Aus diesem Material ist auch das ganz Dachgeschoß errichtet.

Die Kellerdecke ist eine Eisenbetonkonstruktion mit T-Trägern, die anderen Zwischendecken sind Balkendecken mit Stroh-Lehmfüllung, die zwar langsam trocknet, aber ausgezeichneten Wärmeschutz bietet. Die Böden bestehen aus schmalen geölten Tannenriemen, die ein recht geringes Schwindmaß zeigen und daher gut schließen, obwohl sie keine Nut und Feder haben.

Gegen die Luft- und Regenfeuchtigkeit bekamen die Wände außen einen Kalkmörtelverputz, während sie innen nur mit Kalkfarben und zum Teil Ölfarben gestrichen wurden. Alle Holzteile außen erhielten einen Farbanstrich mit Carbolineum. Das Dach mit Holzsparren in 16 cm Abstand ist mit Pfannenziegeln gedeckt und die schrägen Wände darunter in den Zimmern sind mit dem üblichen Schilf-Mörtel verputzt. Der Heuboden ist unverschalt, hat auch keinen Bodenbelag. Als Decke dienen hier einfache Holzbretter mit einer Einsteigluke für den darüber befindlichen Speicher von 1,50 m Höhe.

Beide Siedlungen sind an die Wasser- und elektrische Stromleitung angeschlossen. Gasanschluß ist nur in Ginsheim vorhanden, dagegen in Mombach nicht, trotzdem die Leitung bis direkt vor die Siedlung gelegt ist. In jedem Haus wurden zwei elektrische Brennstellen, eine in der Wohnküche und eine im Zimmer nebenan gelegt. Ferner gehört zu jeder Siedlerstelle ein Kohlenherd und ein kleiner Ofen, welche an den in der Mitte jedes Doppelhauses verlaufenden Schornstein angeschlossen sind. Eine Kanalisation besteht nicht, da die Fäkalien und

Abwässer nach dem Erlaß des Reichsarbeitsministers auf der eigenen Stelle verbraucht werden sollen.

Das Kellergeschoß.

Das ganze Haus ist unterkellert. Das Kellergeschoß ist eingeteilt in Kellervorplatz, Waschküche und Wirtschaftskeller. Wände und Decken sind hier nicht verputzt, aber 70% der Siedler haben dies als übliche erste Verbesserung ihres Hauses bereits selbst oder mit Verwandtenhilfe besorgt.

Der Vorkeller ist durch eine ungedeckte 11stufige 80 cm breite, steile Holztreppe, die seitlich neben der Ziegelmauer durch ein Geländer gesichert ist, mit dem Erdgeschoß verbunden. Neben der Treppe ist noch ein Raum von 1,15 m Breite und 5 m Länge. Er dient zum Aufbewahren von Vorräten. Unter der Treppe werden Kohlen, Kartoffel oder Knollen aufbewahrt. An der Längswand parallel der Treppe liegen dicht nebeneinander die Eingänge zu Waschküche und Wirtschaftskeller. Über der Treppe neben dem Eingang hängen meist die Mäntel und Arbeitsschürzen der Siedler, die aus praktischen und Schönheitsgründen nicht im Flur aufbewahrt werden.

Den Vorteil einer eigenen Waschküche, in der in 4 Fällen auch das Viehfutter gekocht wird, wissen die Siedlerfrauen sehr zu schätzen. Haben sie doch früher zum großen Teil in der Küche waschen oder diese Arbeit in der gemeinsamen Waschküche alle 14 Tage bis 3 Wochen erledigen müssen. Es wird jetzt in diesen Haushaltungen, die an Kindern reich und an Wäsche arm sind, in 40% der Fälle alle 8 Tage gewaschen, in 50% alle 2 Wochen und nur in 10% alle 3 Wochen, wobei alle 7 Tage kleine Zwischenwäschen abgehalten werden. Wenn das in einer Wohnküche mit mehreren kleinen Kindern geschehen muß, ist es einmal gesundheitsschädlich, da sich die ganze Familie in den heißen Dämpfen aufhält und der Erkältungsgefahr aussetzt, andererseits geschehen die meisten Verbrühungen kleiner Kinder durch Waschkessel in der Küche. Auch Möbel, Wände und Holzwerk leiden durch die Feuchtigkeit auf die Dauer.

Die Waschküche ist 14 qm groß und hat eine lichte Höhe von 2,05 m. Im Grundriß liegt sie unter der Wohnküche. Vom Vorkeller ist sie durch eine aus rohen Brettern gezimmerte Tür getrennt. Der Boden besteht aus Flachziegeln und fällt zum Fenster nicht ab. Die Hälfte der Siedler hat ihn bereits ausbetoniert, um ein Stehenbleiben und Faulen des Wassers zwischen den ungleichmäßigen Ziegeln zu verhindern. 70 cm von der Wand entfernt ist an der Fensterseite ein 50 : 50 cm großes 40 cm tiefes Auffangbecken in den Boden eingelassen und durch einen Holzdeckel verschlossen. Dort bleiben sehr leicht Wasserreste zurück, die zu aufsteigender Feuchtigkeit führen würden, wenn die Frauen wegen des schlechten Geruchs nicht peinlich

für eine gründliche Ausleerung sorgen würden. Das einzige Fenster von 50 : 70 cm Größe hat in Mombach draußen einen Luftschacht von 50 cm Tiefe und liegt in Ginsheim direkt über dem Erdboden. Eine Querlüftung ist nicht möglich, aber nach Aussagen der Siedlerfrauen ist der Dampf- und Feuchtigkeitsabzug durchaus genügend. Davon konnte sich die Untersucherin auch in 4 Fällen selbst überzeugen. In der inneren Ecke, wo im Keller der Kamin läuft, ist der Waschkessel, der ca. 75 Liter Wasser faßt, in Ziegel eingemauert. An der Fensterwand ist der einzige Wasserhahn angebracht. Das Zuleitungsrohr hierzu hängt freischwebend im Raum, 10 cm von der Decke und Wand entfernt und führt über den Waschkessel hinweg, ohne dort eine Zapfstelle zu haben. Eine solche haben sich nur 4 Siedler angelegt, die anderen helfen sich mit Gummischläuchen oder tragen das Wasser eimerweise herüber. Die Anbringung des Wasserhahns an der Außenwand war um ein Ansatzstück teuerer als über dem Kessel, da die zum Erdgeschoß gehende Zuleitung auf diese Weise in einem Stück abgehen konnte. Ob diese kleine Einsparung den großen Mehraufwand an Arbeit lohnt, bleibe dahingestellt.

Ein Wasserabfluß ist in der Waschküche nicht vorhanden. Eine Tatsache, die den Siedlerfrauen viel Arbeit macht, da jeder Liter Wasser entweder über die schmale Kellertreppe hinausgetragen oder eimer- und kübelweise durch das Fenster hinausgereicht werden muß, wo es eine zweite Hilfsperson abnimmt und in die Küchenabflußrinne schüttet oder im Garten verteilt.

Es sind bereits einige recht gute Versuche gemacht, diese Unbequemlichkeit zu verringern. 6 Siedler haben sich eine breitstufige Treppe zum Fenster hinaufgelegt, um wenigstens das anstrengende Heben der schweren Gefäße auf 1.20 m Höhe zu vermieden. Vier haben sich dazu direkt vor dem Fenster eine 15 cm breite und ebenso tiefe Rinne auszementiert, die zur Sickergrube führt, sodaß sie das Waschwasser nur auszugießen brauchen. In 2 Fällen ist in 1,20 bis 1,10 m Höhe ein kleines Ausgußbecken angebracht, das mit einem unterirdischen Rohr in die Sickergrube mündet. Aber in einem Fall ist das Rohr mit 5 cm Durchmesser zu eng gewählt, sodaß beim Umkippen der Gefäße das Becken überläuft, daher wird es nicht benutzt. Der andere Siedler ist mit seiner Lösung sehr zufrieden.

Zum Baden und zu Körperwaschungen wird die Waschküche das ganze Jahr hindurch von 12 Familien gebraucht, von denen 6 eine eigene Zinkbadewanne und 5 einen Herd zum Wärmen haben. 32 Siedler benutzen die Waschküche überhaupt nicht zum Baden, mit der Begründung, daß es dort zu kalt dafür und zu umständlich sei und die Sickergrube überliefe wenn, wie es üblich und sparsam, mehrere Personen nacheinander badeten. Der Rest badet nur im Sommer dort und im Winter in der Wohnküche.

Waschmaschinen waren in 4 Häusern vorhanden, davon 2 elektrische und 2 handgetriebene. Die Siedlerfrauen sind sehr froh über den Besitz, der eine bedeutende Arbeitserleichterung und -Verkürzung bringt. Dabei wurde auch von den Hausfrauen stets angeführt, wie wenig Strom eine Waschmaschine im Vergleich zu elektrischen Wärmegeräten verbraucht. Besitzen doch 23 von ihnen ein elektrisches Bügeleisen, doch nur 10 benutzen es regelmäßig. Für die anderen sind die Stromkosten zu hoch.

Der Wirtschaftskeller ist 13 qm groß. Die Verbindung zum Vorkeller ist durch eine Türaussparung ohne Verschluß geschaffen. Den Flachziegelboden haben die Bewohner in den seltensten Fällen gelassen. Meist haben sie einen Teil entfernt, weil für eine Kartoffellagerstelle der reine trockene Sandboden besonders günstig ist. Der Rest ist häufig betoniert und abgeteilt für Kohlen und Holz.

Überall wird der Keller als vollkommen trocken bezeichnet. Die Siedler sind sehr dankbar für die in der Stadt so vermißten genügend großen Nebenräume.

Das Erdgeschoß. Über den Werkplatz gelangt man durch die Eingangstür aus Tannenholz, die oben 3 Mattscheiben enthält, um der inneren Treppe genügend Licht zu spenden, direkt in den Flur. Dieser ist 9 qm groß und erhält Licht und Luft durch zwei in 1,50 m Höhe angebrachte Kippfenster von 0,50 × 0,50 m Größe. Der Tür gegenüber ist der Treppenaufgang zum Dachgeschoß. Darunter führt eine andere, holzverschalte Treppe in den Keller. Die Tür hierzu liegt unmittelbar neben der Küchentür, was sich für das tägliche Leben als sehr praktisch erwiesen hat.

Eine Abstellmöglichkeit für Räder bietet der Flur tagsüber nicht, da der Durchgang zu eng ist. Auch die Kinderwagen werden meist im Wohnzimmer untergebracht. Nur nachts werden die Räder, die sonst auf dem überdachten Werkplatz stehen, hier sicher und trocken aufbewahrt.

Die Wohnküche.

Der wichtigste Raum des Erdgeschosses, des Hauses überhaupt, ist die Wohnküche. Sie ist in Deutschland erst nach dem Kriege allgemein in den Bauplan des Kleinhauses aufgenommen und von vielen Seiten hygienisch, bautechnisch, volkswirtschaftlich und behördlich durchgearbeitet und besprochen worden.

So verlangt der Hygieniker*) eine lichte Höhe von 2,70 m, da in niederigeren Räumen zu leicht eine unerträgliche Überwärmung eintritt. Die Mindestbodenfläche wird für jede erwachsene Person mit 7 qm eingesetzt (also mindestens 14 qm). Außerdem wird eine Abgrenzung der Kochecke gegen den Wohnteil der Küche, sowie genügende Durchlüftungsmöglichkeit gefordert. Der zusätzlich verlangte Raum

*) siehe Kliewe 8.

für jedes weitere Kind wechselt bei den verschiedenen Autoren an Größe.

Von der „Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen" sind folgende Mindestmaße für Raumgrößen als zweckmäßige Normmaße angegeben:

für eine Familie mit 2—3 Personen:	
Wohnküche	14 qm
Koch- und Spülnische	4 „
Schlafzimmer	14 „
Kammer	6 „

Der Volkswirt warnt vor zu großen Wohnküchen, da sie sich schwer heizen lassen und ungenutzte Raumverschwendung mit sich bringen.

Für die Wohnküche spricht ihre Wirtschaftlichkeit und Bequemlichkeit, wenn sie den an sie gestellten Ansprüchen einigermaßen nachkommt. Es werden weniger Kohlen verbrannt, da der Herd zugleich als Wärmequelle für den Wohnraum dient, ebenso ist es mit der Lichtersparnis. Die unwirtschaftlichen Ausgaben in der Anschaffung und Unterhaltung eines unbenutzten Wohnzimmers fallen fort. Auch für die Hausfrau bringt die Wohnküche eine Vereinfachung und Verminderung der täglichen Hausarbeit. Außerdem kann die Mutter ihre Kinder während der Arbeit leichter überwachen.

In den hier besprochenen Siedlungshäusern hat die Wohnküche mit 3,80 m Länge und 4,08 m Breite eine Bodenfläche von 15,5 qm und eine lichte Höhe von 2,40 m. Für die hygienischen Forderungen ist sie 30 cm zu niedrig, aber immerhin noch 20 cm höher als das für Siedlungen vorgeschriebene Mindestmaß. Bei diesen Untersuchungen konnte nur festgestellt werden, daß lediglich in zwei überhaupt schlecht durchlüfteten Häusern stärkere Küchendünste vorhanden waren. Da diese Besuche jedoch in eine warme, trockene Frühlingsperiode fielen, waren überall sonst die Fenster geöffnet und eine genaue Kontrolle nicht möglich.

Das einzige Fenster, das nach hinten in den Garten führt, ist mit 1,40 : 1,30 m genügend groß. Eine in der oberen Hälfte angebrachte Lüftungsklappe sorgt für stete Lufterneuerung, und die außen befestigten Klappläden genügen als Wärme- und Verdunkelungsschutz vollkommen. Daher sind innen überall nur leichte Scheibengardinen, die reichlich Licht einlassen und üble Gerüche durch Adsorption von Geruchstoffen vermindern. In der Kaminecke steht ein Kohlenherd mit 3 großen Brennstellen und einem 20 l fassenden Wasser-Schiff. Die Kochfläche ist mit 85 : 55 cm selbst für große Familien ausreichend. Allerdings muß das Viehfutter auch hier gekocht werden, da keine Futterküche vorhanden ist, wie sie sich in anderen Siedlungen, z. B. im Ruhrgebiet als sehr praktisch erwiesen hat, wo sie im Anschluß an die Wohnküche zugleich als Küchenausgang, Verbindung zu Stall und

Abort, als Abstellraum für überall vorhandene Fahrräder und als Futtervorrats-, Wasch- und Schlachtraum dient. Trotzdem sind alle Siedler sehr zufrieden mit ihrem Herd und halten ihn für genügend. Nur 5 erwähnten den Mangel einer Futterküche.

Gas anschluß ist nur in Ginsheim vorhanden. Dort haben bis auf zwei alle Siedler sich einen Gasherd angeschafft, der der Frau eine wesentliche Arbeits- und im Sommer auch Geldersparnis bedeutet. Besonders morgens, wenn der Mann schnell und früh zur Arbeit weg muß, braucht sie weniger Zeit und Mühe um das Frühstück und ein warmes Getränk zum Mitnehmen zu bereiten. Es werden leichter Reste vom Abendbrot aufgewärmt, die dem üblichen Brotfrühstück vorzuziehen sind. In diesen Häusern ist ein 10-Pfg.-Automat angebracht, der Sparsamkeit und dauernde Kontrolle der Gasausgaben gewährleistet. Es werden 3—10 RM, im Durchschnitt 7 RM im Vierteljahr dafür verbraucht.

Die Mombacher Frauen, die kein Gas haben, klagen sehr über diesen Mangel, einmal aus Bequemlichkeit, dann aus ökonomischen Gründen; außerdem ist es im Frühsommer und Herbst so heiß in der Küche, daß sie sich leicht draußen erkälten, und im Hochsommer wird aus diesem Grund oft kalt gegessen, was teuerer und weniger bekömmlich ist. In einem Haus war aus diesen Gründen in 1 m Entfernung vom Kohlenherd ein Spiritusherd aufgestellt und viel benutzt. Eine unhaltbare, gefährliche Einrichtung!

Die Wasserleitung über dem schmalen Ausgußbecken, in das zum Leidwesen der Frauen nicht die übliche Spülschüssel hineinpaßt, ist an der dem Herd entgegengesetzten Außenwand neben dem Fenster angebracht. Diese aus Sparsamkeitsgründen (um weniger Rohrverbrauch für Abwasser zu haben) erfolgte ungünstige Lage zum Herd ist noch keiner Siedlerfrau aufgefallen. Im Gegenteil, häufig ist die Sitzecke, oft aus einem Sofa mit Tisch und Stühlen bestehend, zwischen beide gelegt, und die Mutter läuft schnell mit einem Topf siedenden Wassers an den spielenden Kindern vorbei zum Ausguß. Doch ist bis jetzt noch nichts Ernstes passiert. Die Wände, die ursprünglich gekalkt waren, sind jetzt allgemein mit einem Sockel in Ölfarbe versehen und in 4—5 Häusern über Herd und Ausguß gekachelt. Über Schwitzwasserbildung wird nur in 5 nicht gut gelüfteten Häusern geklagt. Ein Durchdringen der Feuchtigkeit von außen mit grauen Flecken ist nur in den nach der Wetterseite gelegenen Ecken einigemale vorgekommen. Sonst ist die Wohnküche tadellos trocken, hell und wohnlich und bis auf das übliche Sofa auch allgemein zweckentsprechend schlicht eingerichtet.

Das Wohnzimmer.

Der Raum neben der Küche ist dem Grundriß nach als Eltern schlafzimmer vorgesehen, wird jedoch meist als Wohnzimmer einge-

richtet. Er ist 12,06 qm groß und hat nur eine Tür zur Wohnküche. Gewöhnlich wird nur bei Krankheiten das Bett des Patienten hereingestellt, da dieser hier leichter zu verpflegen ist und das Zimmer, auch wenn kein Ofen gesetzt ist, durch die Wohnküche leidlich miterwärmt werden kann. Die Vorhänge sind auch hier der Mode und Billigkeit nach leicht und hell. Häufig werden dort alle möglichen abgelegten Dinge untergebracht und es sieht dann recht unordentlich aus.

Die Schlafräume.

Der Hygieniker fordert in Kleinwohnungen für Schlafräume folgende Mindestmaße:

Bei einer Raumhöhe von 2,70 m für eine Bettfläche 7 qm, also für ein 2 Personenzimmer mindestens 14 qm, d. h. ein Luftinhalt von 38 cbm. Für jedes im Elternschlafzimmer untergebrachte Kind sollen 11 cbm hinzugezählt werden. Auch die Reichs-Forschungsgesellschaft für Bau- und Wohnungswesen verlangt 14 qm Bodenfläche für ein 2schläferiges Zimmer.

In dem Grundriß der Mainzer Siedlungshäuser sind 4 Schlafzimmer eingezeichnet: eines im Erdgeschoß neben der Wohnküche mit 12,06 qm Bodenfläche. Hier sind 2 große Betten und ein Kinderbett eingetragen. Im Dachgeschoß sind 3 Schlafzimmer vorgesehen. In einem sind 3 Betten und in den anderen beiden je 2 Betten eingezeichnet. Es soll also Stellmöglichkeit für 9 große Betten und ein Kinderbett gegeben sein. Das hat die Praxis nicht bestätigt. Warum, soll hier erklärt werden:

Nur in 14 Fällen ist das untere Schlafzimmer als solches eingerichtet. Als Gründe werden hierfür angegeben:

1. die Eltern wollen ihre Kinder nicht allein unten oder oben im Hause schlafen lassen, besonders wenn es sich um kleinere Kinder handelt.
2. Besteht der Wunsch nach einem Wohnzimmer neben der Küche.

Die Schlafzimmer im Dachgeschoß sind alle Mansarden. Die schräge Wand geht in 75 cm Höhe unter einem Winkel von ca. 40° ab, sodaß die Deckenfläche nur noch eine Breite von 1,60 m bezw. 1,30 m hat. Dies verringert den Luftkubus erheblich, aber noch mehr wird die Stellmöglichkeit für Betten dadurch eingeschränkt. Die Siedler bringen ihre alten Betten mit hohen Kopfenden mit. Eine Verkürzung derselben, um sie besser stellen zu können, haben nur 2 Siedler unternommen und da handelt es sich um Metallbetten. Entweder denken die anderen nicht daran oder sie fürchten eine Wert- und Schönheitsverminderung des Möbelstückes. Für einen normalen Schrank ist nur an der einzigen geraden Wand Raum, daher können in dem dreibettigen Zimmer nur zwei Betten gestellt werden.

Die Größenverhältnisse der Zimmer wären ohne schräge Wände hygienisch garnicht so ungünstig. Zimmer 1 mit 13,17 qm, Zimmer 2 mit 11,38 qm und Zimmer 3 mit 9,18 qm kommen nahe an die geforderten Mindestmaße heran. Aber die Maße sind praktisch stets gerade 10 cm zu klein, um die mitgebrachten Betten günstig hinter- oder nebeneinander zu stellen. So ist es kaum möglich die im Bauplan eingezeichneten Betten tatsächlich unterzubringen.

Ein Kapitel für sich ist Zimmer 3, von den Siedlern „kalte Kammer" oder „Verandazimmer" genannt. Das Zimmer ist über dem offenen Werkplatz gebaut. Die Zwischendecke hat unten keine besondere Isolierschicht, infolgedessen ist es sehr fußkalt. Außerdem gibt es keine Möglichkeit einen Ofen zu setzen, da der Kamin in der Mitte des Doppelhauses verläuft und das Zimmer außen liegt. Dazu die ungünstige Lage: zwei Wände, davon eine schräge, sind Außenwände, die dritte Wand grenzt an den kalten Heuboden. So hat die Kammer praktisch 4 kalte Außenseiten. Wenn sie nun, wie in einem Teil der Häuser, nach Norden, Nordwesen oder Westen liegt, ist es noch feucht dazu. So ist das Zimmer in 8 Fällen überhaupt nicht bewohnt, trotzdem mehrere Kinder in der Familie sind. In 64 Fällen müssen im Winter die Kinder aus der Kammer verlegt werden, da die Erfahrung ergab, daß sie sich darin erkälten. Die in der Kammer schlafenden Kinder werden für 4—6 Monate im Jahr bei den Geschwistern und Eltern einquartiert. Die anderen Zimmer werden dadurch überfüllt mit Möbel und Menschen. Ältere Jungen und Mädchen müssen das Zimmer teilen. In vier Fällen konnten die Betten in keinem anderen Zimmer untergebracht werden, sodaß sie abgeschlagen wurden und, um nicht unter der Feuchtigkeit zu leiden, auf den trockneren Heuboden gebracht wurden. Damit ist also in diesen Fällen ein Raum im Haus praktisch unbewohnbar. Nur in 18 Familien bleiben die älteren Kinder im Winter dort und bekommen abends ihre Betten mit Wärmkruken vorgewärmt.

Ferner klagen mehrere Mütter über Erkältungskrankheiten der Kleinen, denen die Großen im Schlaf die Decken wegziehen, wenn sie im Winter zusammen in einem Bett schlafen. Außerdem sind die Ansteckungsmöglichkeiten durch den langen nahen Kontakt sehr groß. Schlafen doch häufig vier Menschen in zwei Betten nebeneinander in einem Raum von 12 bis 14 qm Bodenfläche, der also nach hygienischen Grundsätzen gerade für die Hälfte der Bewohner Platz bieten sollte.

Die hygienischen Forderungen in den Kleinsiedlungs-Schlafzimmern ganz einzuhalten, hat sich in der Praxis als kaum durchführbar erwiesen. Man muß mit einem einigermaßen günstigen Kompromiß schon recht zufrieden sein. Dieser ist aber hier durch die angeführten an sich geringen technischen Mängel, die aber durch die kleinen Dimensionen potenziert werden, nicht erreicht.

Der Abort.

Der Abort hat keine Wasserspülung und ist nicht an die Kanalisation angeschlossen, wie dies in den Richtlinien für Kleinsiedlungsbau verlangt wird. Dieser Rückschritt auf hygienischem Gebiet muß durch in den Grenzen der gegebenen Mittel liegenden Maßnahmen möglichst verringert werden. Dazu ist vorgeschlagen, den Abort mit dem Stall möglichst außerhalb des Wohnhauses unterzubringen. Dies geschieht um eine Wand zu sparen, meist in einem Anbau, der durch die Futterküche direkt zu erreichen ist.

Hier ist der Abort ins Haus verlegt. Am Ende des Furs liegt neben der Tür zur Wohnküche die schmale mit einem Schnappschloß versehene Tür. Die vielen kleinen Kinder lassen sie wegen der Schwierigkeit des Schließens oft aufstehen, wodurch Gerüche in die benachbarte Wohnküche gelangen. Oder sie wird einfach mit Wucht zugeschmettert. Innen ist der Abortraum 0,83 mal 1,80 m groß, der Boden ist mit Platten ausgelegt. Der Sockel ist in den meisten Fällen mit Ölfarbe gestrichen. An den Wänden finden sich in den nicht gerade frisch gestrichenen Aborten ein schwarzer Niederschlag, der an Tagen, an denen Jauche ausgetragen wird, sichtbar zunimmt und aus salpetersauren Salzen besteht. Über dem Sitz befindet sich das 0,5 mal 0,5 m große Kippfenster, das zum Werkplatz herausführt und im Sommer ganz ausgehängt wird.

Der Abort selbst besteht aus einem sich oben erweiternden, schräg verlaufenden Rohr, das durch einen runden hölzernen Sitzring mit Deckel abgeschlossen ist. Der Sitz ist so hoch, daß Kinder bis zu ungefähr 5 Jahren ihn nicht allein benutzen können. Als Folge stehen in Familien mit mehreren kleinen Kindern stets einige zum Teil genutzte offene Nachtgeschirre im Abort, was hehr unhygienisch ist und gefährlich sein kann, da Fliegen sich darauf niederlassen und stets vorhandene pathogene Keime verschleppen. Das schräge Abfallrohr führt in einer leichten Knickung in die unmittelbar neben dem Hause, d. h. neben dem Werkplatz liegende Abortgrube. Diese ist also vom Abort selbst 1,50 m entsernt. Sie ist 1 qm groß und ungefähr 2 m tief und hat 20 cm dicke Betonwände ohne eine isolierende Lehmschicht außen. Auf dem Erdboden ist sie entweder mit einem Zement- oder Holzbretterdeckel verschlossen.

Der Abort riecht dauernd intensiv. Trotzdem in einer gleichmäßig trockenen, nicht zu warmen Jahreszeit untersucht wurde, in der sonst dergleichen Gerüche sich weniger bemerkbar machen, wurde er nur in 5 Häusern wirklich einwandfrei gefunden. In allen anderen Fällen, wo keine Geruchsbelästigung angegeben wurde, das waren in Mombach 3, in Ginsheim 19, konnte bei persönlicher Nachprüfung am Ort doch ein starker Geruch festgestellt werden.

Woher kommt der Geruch und warum ist er so stark?

Einmal riecht jeder Abort bei einem Witterungswechsel etwas mehr, da durch den verminderten Luftdruck die Gase in der Grube sich ausdehnen und schließlich, wenn kein Abschluß vorhanden ist, auch in den Abort gelangen können. Hier ist durch die Verlegung ins Haus das schräge Rohr nötig geworden, was besonders ungünstig ist, da die Fäkalien leicht dort liegen bleiben und riechen. Das zwingt zum Nachspülen und vermehrt den Inhalt der Grube wesentlich. Im Durchschnitt wird ein Eimer Wasser täglich mindestens gebraucht, das sind 15—20 l pro Tag. Die reinen Abgänge einer Person werden mit 0,55 m^3 pro Jahr angegeben. Rechnet man hier mit einer fünfköpfigen Familie, so sind das 2,75 m^3 jährlich. Da bilden 0,75 m^3 Wasser schon eine erhebliche Volumenvermehrung und noch schlimmer, sie verflüssigen den Inhalt und machen die Benutzung eines desodorierenden Trocken-Torfaborts unmöglich. Dieser ist auch hier nie propagiert. Nur ein einziger Siedler legt pro Jahr etwa einen Torfballen in die Abortgrube und spült möglichst wenig nach. Trotzdem hat er wenig Geruchsbelästigung und für nur 2,80 RM einen ausgezeichneten Gartendünger.

Noch schlimmer wirkt sich der Mangel einer Entlüftung aus. Bei jedem einfachen Außenabort ist eine Überdachentlüftung angebracht. Aber hier ist sie nicht vorhanden, obgleich der Abort in Hausmitte liegt und die Abortgrube unmittelbar neben dem Haus noch die ganze Jauche des Stalles, sowie dessen Reinigungswasser aufnehmen muß. Die Abortgrube hat nur eine Entlüftung — das ist der Abort selbst! Und wenn die Leute den Geruch vermindern wollen, indem sie den Sitz hochschlagen und den Deckel direkt fest auflegen, dann gehen die Gase eben einfach während der Zeit der Abortbenutzung ab. Die Idee, eine Überdachentlüftung an der Außenwand des Hauses heraufzuführen, hat erst ein einziger Siedler (ein Maurer) ausgeführt. Andere klagen wohl über die schlechte Entlüftung, und versuchen sich durch Streuen von Chlorkalk zu helfen, wie es in zwei Fällen geschieht. Das wirkt wohl desinfizierend, aber nicht desodorierend. Oder sie waschen Abort und Wände mit Lysol ab und haben Mühe diesen Geruch wieder durch Lüften herauszuschaffen.

Es ist dringend eine Entlüftung zu fordern, die einen Teil der Geruchsbelästigung bestimmt wegnehmen würde. Das Verlegen des Abortes in das Haus ist nur mit Rücksicht auf die Kinder gerechtfertigt, die vor Erkältung zu schützen waren. Allerdings vermindern sich die Baukosten, wenn ein Stallanbau fehlt.

Das Entleeren der Grube geschieht nach Bedarf, mindestens 2 bis 3mal im Jahr, vorzugsweise bei Regenwetter. Allgemein scheinen die Leute die Grube recht häufig zu leeren, da sie selbst merken, daß nachher der Geruch weniger stark ist. Die Gartenfläche mit 800—1100 qm kann den Kotanfall auch großer Familien mit viel Vieh gut aufnehmen, denn man rechnet 200 qm als ausreichend für die Abgänge einer vier- bis fünfköpfigen Familie. Da die Wohnung an die

Zentralwasserleitung angeschlossen ist, kann eine Verunreinigung des Trinkwassers durch Düngen oder von der Abortgrube aus nicht in Frage kommen. Aber bei dem feuchten Grubeninhalt ist in einigen Jahren, wenn der Beton erst kleine Risse bekommen hat, eine Durchseuchung des Bodens zu befürchten. In Ginsheim ist außer der Wasserleitung in den meisten Fällen eine Pumpe gesetzt und im Sommer verwenden die Leute fast ausschließlich auch für die Küche Brunnenwasser. Es wäre ihnen die Benutzung dieses Wassers zum Trinken zu verbieten, da keine Vorschriften über die Lage der Pumpe gemacht sind und diese oft weniger als die vom Hygieniker geforderten 10 m Abstand von der Abort- und Sickergrube hat. Der Grundwasserstrom fließt wenig mehr als 4 m tief, also an der für hygienisch einwandfreies Trinkwasser kritischen Grenze. Hier ist wegen der darüber liegenden Lehmschicht eine Durchseuchung weniger zu befürchten. Aber es bestehen Bedenken gegen die Verwendung als Trinkwasser, da der Rhein in 100 m Entfernung fließt und bei Hochwasser die Gefahr besteht, daß er den Grundwasserstrom staut oder sogar sein eignes Wasser hineintreibt. Bis jetzt ist jedoch keinem Siedler ein starkes Steigen des Grundwasserspiegels oder eine Trübung des Brunnenwassers in Verbindung mit Hochwasser aufgefallen.

Der Stall und der Heuboden.

Der Stall ist auch unter dem Hausdach untergebracht. Er liegt in der äußeren rückwärtigen Ecke und hat zum Haus eine besondere Abdichtung. Diese besteht aus einer Lage Isolierpappe in kleinem Luftraum zwischen zwei 13 cm starken Backsteinschichten und hat sich in der Praxis als durchaus genügend erwiesen. In keinem Fall wird in der anschließenden Wohnküche über irgendwelche Ausschwitzungen geklagt. Nach außen ist der Stall durch einen doppelten goudronierten Teeranstrich geschützt. Innen hat er einen einfachen Kalkanstrich, der jedes Jahr erneuert wird. Eine 10 cm starke Zementzwischenwand mit eingebautem Futtertrog trennt das Schwein von den anderen Tieren. Der Boden aus einer Flachziegelschicht ist nicht als gut zu bezeichnen. Die nur wenig teuerere Zementierung hätte die Sauberhaltung wesentlich erleichtert, ein Versickern der Jauche neben dem Haus bestimmt vermieden, und ein Durchwühlen der Schweine auf den Grund, wie es in einigen Fällen geschah, wäre unmöglich.

Bei einer Breite von 2,30 m und einer Länge von 3,40 m ist die Bodenfläche 1,8 qm größer als die in den Richtlinien geforderte Mindestgröße von 6 qm. Diese Maße werden von allen Siedlern bis auf zwei Ausnahmen als richtig und vollkommen genügend betrachtet.

Die einfache aber verschließbare Bohlentür geht nach der Rückseite, ebenso die beiden 0,5 mal 0,5 m großen Kippfenster darüber. So führt der Weg von der Wohnküche, in der allgemein das Futter gekocht

wird, zum Stall über den Flur und dann um das halbe Haus herum im Freien. Die Siedlersfrau muß ihn mit dem Futtereimer täglich mindestens dreimal zurücklegen und, wenn Jungvieh vorhanden ist, noch häufiger. Aus diesem Grund wird ein direkter Ausgang aus der Wohnküche zum Garten oft gewünscht. Die Fenster werden im Sommer meist ausgehängt und durch Fliegengitter ersetzt. Eine Querlüftung ist nicht möglich.

Der Hühnerstall liegt in 1,50 m Höhe über dem Schweinekoben und ist aus geöltem Holz in Mombach den Siedlern fertig übergeben. In Ginsheim erhielten sie nur das Material und gute Ratschläge, da man die Einrichtung den persönlichen Anforderungen und Wünschen der Siedler überlassen wollte. Ebenso ist der allseitig von Drahtnetz umschlossene Scharr-Raum nach festgesetzten Maßen selbst anzulegen. Er ist genügend groß und meist auch sauber gehalten. Über der anderen Stallhälfte ist in halber Höhe ein Teilzwischenboden eingezogen, wo Stroh und Heu aufgehoben werden, wenn sie nicht, wie eigentlich vorgesehen im Heuboden untergebracht sind. Es wurde festgestellt daß nur zwei Siedler es wirklich auf dem Boden aufbewahren, trotzdem 38 Siedler über Feuchtigkeit im Stall klagten und behaupten, daß Stroh und Heu dort „faulen". Als Grund wird angegeben, daß Stroh im Haus die Mäuse anziehen würde. Außerdem wird der Heuboden zum Aufbewahren für Würste und Speckseiten nach dem Schlachten benutzt und an regnerischen Tagen wird die Wäsche dort aufgehängt. Allerlei Gerümpel steht herum und in drei Häusern ist dort eine Werkstatt eingerichtet. Der Heuboden kann also Heu nicht aufnehmen, trotzdem die Lage über dem Stall mit einer Holztür nach außen ihn dafür sehr gut geeignet erscheinen lassen. Er ist auch als Ergänzung des Stalles gedacht, außerdem soll er die Möglichkeit geben, durch einen späteren Ausbau ein weiteres Zimmer zu gewinnen. Bis jetzt ist dies erst in einem Haus geschehen. In ca. 30 Siedlungen ist die Stroh-Lehmfüllung des Bodens mit Brettern abgedeckt, um ein Herumtragen des Schmutzes ins übrige Haus zu verhindern. Da das Fenster nur eine Luke zum Öffnen hat, haben die meisten Siedler es ganz aufmachen lassen. So haben sie frische Luft für die Vorräte und die Möglichkeit einer Diagonallüftung zum Schlafzimmer nebenan. Der Speicher über dem Heuboden, durch eine Einsteigluke mit Leiter erreichbar, wird nur in einem Haus als Strohspeicher benutzt, sonst ist er mit 1,50 m Höhe zu unbequem und die Siedler haben genug andere Nebenräume.

Im Stall selbst wird über ungenügenden Abfluß der Jauche zur Abortgrube und leichtes Verstopfen des Rohres sowie über ungenügendes Gefälles des Bodens vereinzelt geklagt. Ein paar Männer haben das schon durch Ausbetonieren mit stärkerem Gefälle und den Bau einer Vorsatzgrube, wo sich die schwereren Teile absetzen und extra entleert werden, verbessert. Eine Belästigung der Siedler durch Gerüche oder vom Stall stammendes Ungeziefer ist in keinem Fall zu erfahren ge-

wesen. Sichere Feststellungen darüber waren der Jahreszeit wegen jedoch nicht möglich.

Licht und Beleuchtung.

Die genügend großen Fenster waren überall nur mit leichten hellen Vorhängen versehen. So war die Beleuchtung am Tage durchweg gut. Nur in der Elternschlafkammer Zimmer 1 ist die der Tür gegenüberliegende Ecke recht dunkel. Die Gauben (d. h. vorgebaute gerade Fenster) bieten durch den Vorbau ungünstige Bedingungen für den Lichteinfall. So sind sie trotz ihrer Größe von 1,15 zu 1,10 m, die den geforderten Mindestmaßen gerade entspricht, nur unter Vorbehalt als genügend anzusprechen.

Elektrische Brennstellen sind in der Küche und im Nebenzimmer vorgesehen. Doch haben 53 Siedler von der Möglichkeit sich gleich verbilligt eine elektrische Leitung ins Dachgeschoß, Flur, Keller und Stall legen zu lassen, Gebrauch gemacht. Die anderen benutzen Taschenlampen, Kerzen und Petroleumlampen für diese Räume. Die Lampe in der Wohnküche war entweder in der Mitte angebracht oder über dem Tisch. Nur in 12 Fällen wurden 40 Watt-Lampen angetroffen. 48 Siedler hatten Birnen von 25 Watt Leuchtstärke und 30 solche von nur 15 Watt. Die letzteren sind als ungenügend zu bezeichnen und es wurde stets gefragt, ob dabei gelesen oder feinere Arbeiten verrichtet würden. Die Leute erklärten darauf, daß sie früh zu Bett gingen, wenig zum Lesen kämen und eine hellere Lampe zu teuer sei. 25 Watt kann gerade noch als ausreichend gewertet werden. Die Rechnung für elektrischen Strom und Wasser beträgt je nach dem Ausbau der Leitung, dem Wasserbedarf und dem Betrieb elektrischer Geräte 2 bis 10 RM, durchschnitlich 5,50 RM im Monat. Dabei kostet die Kilowattstunde in Mombach 0,42 RM, in Ginsheim 0,45 RM. Der cmb Wasser 0,35 RM. In Mombach ist die Rechnung durch den großen Wasserverbrauch in den Sommermonaten etwa 2,— RM höher als in Ginsheim.

Wärmetechnik.

Die Bauart der Doppelhäuser ist dem Wärmehaushalt günstig. Auch der Backsteinbau ist als geeignet zu betrachten. Trotzdem die Mombacher Siedlung auf der Bergkuppe liegt und die Ginsheimer in der Rheinniederung und der Schornstein in Doppelhausmitte verläuft, sind beide gleichmäßig mit der Warmhaltung des Hauses zufrieden und einstimmig wird das Haus als trocken bezeichnet. Hierzu trägt wohl bei, daß nach Beendigung des Rohbaues ein trockener Sommer kam, der die Baufeuchtigkeit, die bei Vollziegelmauern dieser Dicke ca. 1½ Jahre dauert, besonders schnell vertrieben hat. Eine Ausnahme bildet die Kammer über dem Werkplatz, die bereits im Kapitel „Schlafräume“ besprochen ist. Die Fenster sind groß genug, um für genügend Licht-

einfall zu sorgen, aber nicht so groß, daß eine Wärmevergeudung entsteht. Durch die Klappläden im Erdgeschoß wird im Winter Kälte und Zug abgewehrt und im Sommer die Wärme durch direkte Strahlung vermindert. Leider schließen die Fenster nicht überall tadellos. Durch die Verwendung von vielleicht nicht genug abgelagertem Tannenholz innen und Fichtenholz außen, tritt leicht ein Verziehen ein, das durch Abhobeln nicht zu beseitigen ist. Hierüber wird besonders auf der Wetterseite geklagt. In 18 Fällen sind Beschwerden über Durchschlagen des Regens erfolgt, dessen Spuren noch an der Wand vor allem im Obergeschoß, wo keine Fensterbretter angebracht sind, zu sehen sind.

Als Wärmequellen stellte die Stadt den Herd in der Wohnküche und einen kleinen eisernen Ofen, der nach Wunsch ins Erd- oder Dachgeschoß gesetzt wurde. Die meisten Siedler betrachten dies als ungenügend. 19 haben noch einen (oder in 3 Fällen 2 Öfen), die in ihrem Besitz waren, dazu gesetzt, aber diese werden nicht immer alle geheizt. Die Schlafzimmer sind allgemein kühl, sollen aber durch den Kamin und die aufsteigende Wärme im Winter eine Durchschnittstemperatur von 10—14° haben. Im Winter werden die Betten abends mit Heißwasserkrügen angewärmt.

Der Kohlenverbrauch schwankt zwischen 40 und 100 Ztr. im Jahr. Hierbei ist die untere Grenze wohl sehr niedrig gegriffen, da die Hausfrauen ihre Sparsamkeit zeigen wollten. Der Durchschnittsverbrauch beträgt 65 Ztr. In Mombach werden wegen des fehlenden Gasanschlusses allgemein mindestens 10 Ztr. mehr verbraucht als in Ginsheim. In einem Haus wurde die kalte Kammer mit einem elektrischen Ofen geheizt, was aber mit Recht als sehr teuer bezeichnet wurde. Eine genaue Kontrolle über die Wärmehaltung ist nicht möglich, da die Untersuchungszeit in einen warmen Frühling fiel, der günstige Bedingungen für die Wärmehaltung und Durchlüftung bot. So wurde aber in zwei Fällen eine überheizte, schlecht gelüftete Wohnküche gefunden. Diese Zahl wird sich im Winter vervielfachen.

Die Abwasserbeseitigung.

Das Spülwasser, das in den Küchenausguß geleert wird, läuft in einer Rohrleitung durch die Außenwand und von dort in einer vom Siedler selbst gebauten Rinne offen in die Sickergrube. Diese liegt in einer Entfernung von 4—4½ m vom Haus, ist 1 qm groß und über 2 m tief. Sie ist mit Backsteinen ausgemauert. Wohl kann zwischen den einzelnen Steinen Flüssigkeit durchsickern, aber da die Entfernung vom Haus groß genug ist und die Anlage noch neu, sind bis jetzt keine Klagen über Vordringen von Feuchtigkeit von dieser Seite laut geworden. Für eine Sickergrube sind die Bodenverhältnisse in Mombach, durch den gewachsenen Sandboden und tiefen Grundwasserstand be-

sonders günstig. In Ginsheim ist durch Durchbrechung der Lehmschicht nur noch eine dünne Sandschicht vorhanden, und auf dem Kies ist ein zu schnelles Ablaufen und eine allmähliche Verunreinigung des Grundwassers zu fürchten. Dort staut sich in vier nebeneinanderliegenden Gruben das Wasser. Scheinbar hat sich die Lehmschicht verschoben und läßt es nicht durch. Sonst kommen Klagen über die Sickergrube nur bei nicht sehr sauberen Siedlern vor. Hier besteht, trotz gegenteiliger Aussagen, der Verdacht auf ungenügende Entleerung des Abwasserschlammes oder plötzliche Überbelastung der Grube. Allgemein wird der Abwasserschlamm einmal jährlich im Frühling entleert und gibt einen guten Dünger ab. In Mombach wird im Sommer das Abwasser unmittelbar auf den Garten verteilt, was nicht ganz ungefährlich sein kann.

Der Abfluß des Regenwassers aus der Dachrinne geht vorn und hinten in einem Rohr am Haus herab, welches 30 cm über dem Boden aufhört. Hier haben die Siedler entweder selbst eine Ableitung zum Rasen angelegt und versickern dort, oder sie stellen in Regenzeiten Bottiche auf und sammeln das weiche Wasser, um den hohen durch die Härte des Leitungswassers verursachten Seifenverbrauch zu vermindern.

Der Garten.

Der Garten des Kleinsiedlers verlangt eine ganz besonders sorgfältige und geschickte Bestellung, denn der Siedler sieht sich heute vor neue Aufgaben gestellt: Er soll einen großen Teil seiner Ernährung einem Stück Land abgewinnen, das recht klein ist und deshalb viel intensiver ausgenutzt werden muß, als es bisher die Berufsgärtner tun. Und das soll er fertigbringen, obgleich ihm eigentliche Sachkenntnis meistens fehlt.

In der hiesigen Gegend sind, durch die Erbteilung der Kleinstgüter, die sogenannten „Gartenbauern" schon zu einer intensiven Bewirtschaftung des Bodens gelangt. Und diese Erfahrungen geben sie weiter an Freunde und Bekannte. So hat auch der nicht auf dem Lande aufgewachsene Siedler erfahrene Hilfe, wenn er sie braucht. Die Resultate im Gartenbau sind allgemein als gut zu beurteilen, trotzdem keine Vorschulung der Siedler stattfand, sondern nur eine unverbindliche Beratung durch den „Reichsbund der Kleingärtner". Über die Einteilung des Gartens waren keine Vorschriften erlassen, einzig die einheitliche Pflanzung der Obstbäume wurde gefordert. Jetzt findet vierteljährlich vom Siedlerbund ein Vortrag statt, der über bestmögliche Ausnutzung des Gartens, über Viehhaltung und Haupflege unterrichtet.

Der Garten ist in beiden Siedlungen verschieden an Größe und Güte des Bodens. In der Größe (110 qm in Mombach, 875 qm in Ginsheim)

sind die Siedler recht zufrieden, sie können ihn mit Hilfe der Familie gerade selbst bearbeiten.

Der alte Kulturboden in Ginsheim hat sofort gute Erträge gebracht. In den Sandboden Mombachs müssen die Siedler jedoch noch große Mengen Torf, Kompost und verrotteten Dung bringen, um entsprechende Erträge zu erzielen. Das können sie wegen der damit verbundenen Kosten erst allmählich tun. Hinten im Garten ist hier überall eine auszementierte Mistkaute eingebaut, die sich die Ginsheimer sebst anlegen müssen.

Die Geräte zur Bearbeitung des Gartens wurden den Siedlern gestellt und zwar so, daß jeder die täglich benötigten selbst besitzt, dagegen sind die seltener gebrauchten Allgemeinbesitz und werden ausgetauscht. In Ginsheim ist die Errichtung einer Pumpe, die in 4,50 m Tiefe auf Grundwasser stößt, möglich mit ca. 50.— RM Kosten von 41 Siedlern bis jetzt ausgeführt. Die anderen wollen es diesen oder nächsten Sommer machen lassen. So ist eine genügende und billige Bewässerung des Gartens möglich, die in Mombach ganz ausgeschlossen ist, da das Grundwasser mehr als 30 m unter Terrain liegt. Bei 4 angelegten Pumpen ist man in 5 m Tiefe nur auf Sickerwasser gestoßen, das in trockenen Sommern verschwindet. So ist man darauf angewiesen, alle Abwässer in großen Bütten sorgfältig zusammen und auf den feuchtigkeitsbedürftigen Sandboden zu verteilen. Die zu dem Zweck herumstehenden großen Behälter verzieren den Garten nicht, sind aber in diesem Falle nicht zu umgehen, da das Leitungswasser mit 35 Rpfg. pro cbm für eine genügende Bewässerung zu teuer ist. Es hat sich allgemein als das Zweckmäßigste erwiesen, ein Viertel bis ein Drittel des Gartens mit Frühkartoffeln zu bestellen. Sie helfen dem Siedler über die teuere Zeit der frischen Ernte und lassen genügend Raum für wertvolleres Obst und Gemüse, außerdem bilden sie mit dem selbst vorgezogenen, später hier eingesetzten Kohl eine gute Fruchtfolge. Es wurden 5—20 Ztr. Kartoffeln in Ginsheim und in Mombach 4—15 Ztr. Kartoffeln — im Durchschnitt 11 Ztr. — geerntet, wobei die weniger eifrigen Siedler die höchsten Zahlen nannten, und sich nachher ergab, daß sie aus Bequemlichkeit weniger Gemüse anpflanzten. Die Erträge an Gemüse sind schwer festzustellen, da dasselbe sofort in der Küche verbraucht wird. Es werden in Misch- und Zwischenkulturen hauptsächlich Spinat, Karotten, Sellerie, Bohnen und Erbsen, Salat und sehr viel Kohl gezogen. Die Menge reicht überall schon jetzt, um den Bedarf der Familie vollkommen zu decken. Die Erträge an Obst und Beerenfrüchten, sowie der häufig gesetzten Erdbeeren, steigern sich von Jahr zu Jahr.

Die Vorgärten von verschiedener Tiefe sind überall als Ziergarten mit einem Rasenplatz und Blumen aller Art gehalten, wobei die Dauergewächse, wie wiederkehrende Stauden, Rosen- und Zwiebelpflanzen, den einjährigen Samenpflanzen vorgezogen werden. Da der hohe An-

schaffungspreis durch den üblichen Austausch der Jungpflanzen fortfällt, spielt die Arbeitsersparnis in einer Zeit, wo der Gemüsegarten alle Kräfte beansprucht, wohl eine Rolle.

Zum Ausruhen wird der Garten kaum benutzt und nur 3 Familien haben sich eine Sitzecke geschaffen. Kaum die Hälfte aller Siedler benutzen den als Veranda bezeichneten Werkplatz zum Sitzen im Freien. Ein Grund ist wohl das aus Schönheitsrücksichten erfolgte Verbot, einen Vorhang anzubringen oder hochwachsende Pflanzen zu ziehen, die gegen die Blicke der Nachbarn schützen; ein anderer die Ost- und Nordlage im Frühjahr, die Südlage im Sommer, sowie der Abortgeruch.

Jetzt, da die Männer allgemein wieder vollbeschäftigt sind, haben die Frauen den größten Teil der Gartenarbeit allein zu übernehmen. Das bedeutet eine starke Mehrbelastung neben der Haus- und Stallarbeit. Die Erfahrung lehrt, daß in wirtschaftlich guten Jahren leicht Nutzland brach liegen bleibt und der Volkswirtschaft verloren geht, weil die freien Kräfte zur Bearbeitung nicht ausreichen. In gleicher Richtung weist die Tatsache, daß die Leistungsfähigkeit der Familien periodisch stark wechselt. Daher hat sich die Möglichkeit einer Zupachtung von Land bei geringerer Bemessung des eigentlichen Gartens als zweckmäßig erwiesen. Ungefähr die Hälfte der Siedler hatte die Absicht, davon Gebrauch zu machen, aber nur zwei haben sie ausgeführt und bestellen das Pachtland mit Winter- und Futterkartoffeln. Bis jetzt sind die Gärten fast alle gut und vollständig bestellt.

Für den Mann ist die Gartenarbeit, wenn er nicht zu übermüdet ist, ein gesunder Ausgleich nach der Fabrikarbeit. Die Kinder werden früh dazu erzogen mitzuhelfen, sind im Heim unter Aufsicht nutzbringend beschäftigt und verwachsen mit Heim und Natur. Außer der Sicherstellung einer gesunden Ernährung der Siedlerfamilien, auch in Zeiten der Kurzarbeit oder Arbeitslosigkeit, verbessert er durch die Verbilligung der Ernährung die Lebenshaltung beträchtlich.

Die Viehhaltung.

Die Kleintierhaltung ist ein wesentlicher Bestandteil der Siedlung. Sie soll die Siedler mit dem Landleben vertraut machen und den animalischen Teil seiner Ernährung verbessern. Die Zahl der hier gehaltenen Kleintiere schwankt sehr. Es wurde den Siedlern am Anfang ein Schwein und 10 Hühner gestellt. Einige schlachteten nach kurzer Zeit schon die ca. 50 Pfd. schweren Schweinchen und zeigten dadurch, daß sie überhaupt keine landwirtschaftliche Eignung besaßen. Jetzt ziehen nur 5 überhaupt kein Schwein auf. Als Grund geben sie an, daß das Schwein sie in der Haltung teuerer käme als das Fleisch, und daß sie auf diese Weise gleichmäßig über das Jahr kleine Mengen Fleisch genießen und sonst nach dem Schlachten viel und vorher kaum etwas. Aber volkswirtschaftlich soll ja durch die Tierhaltung eine Ver-

größerung der Selbstversorgung und eine Verwertung der Abfälle geschaffen werden. Das Schwein ist eine Art Zwangssparbüchse für die Leute, es verlangt täglich seine Nahrung, aber die Ausgaben dafür laufen meist nebenher mit, ohne daß dadurch an anderen Lebensmitteln gespart wird. Eher werden die Ausgaben für Genußmittel eingeschränkt. Einmal im Jahr tritt dann eine wesentliche Besserung der Kost für die Dauer eines Vierteljahres ein, die je nach der Größe der Familie auch länger dauern kann. Die Zahl der Schweine beträgt eines bei 48 Siedlern. 29 Siedler halten zwei Schweine, das ist die Zahl, die in dem Stall normal untergebracht werden kann. Nur je zwei Siedler haben drei und vier Schweine und einer gar fünf. Das sind durchaus unhygienischen Verhältnisse. Auch die Tiere wollen sauber gehalten werden, die Abortgrube wird zu stark belastet und in der Küche muß dauernd Futter gekocht werden. Die Zahl der Schweine in Mombach ist relativ größer, da die Siedler näher zur Stadt haben und dort Abfälle sammeln. Dies tun in Ginsheim nur 18, in Mombach dagegen 33! Zweimal in der Woche gehen Frau oder Kinder in die Stadt in eine bestimmte Straße und holen sich die für sie gesammelten Abfälle. Die Futterersparnis daraus wird verschieden gewertet. Einige behaupten, daß sie zwei Schweine fast allein davon aufzögen, für die meisten ist es nur ein Zuschuß.

Die Zahl der Hühner schwankt zwischen 4 und 19. Durchschnittlich werden 10 Hühner und ein Hahn gehalten. Die Menge der pro Jahr produzierten Eier wird von den Hausfrauen mit 800 bis 1000 angegeben und konnte zum Teil an Hand von Wirtschaftsbüchern kontrolliert werden. Diese Zahl liegt erheblich unter der im „Grundstein Nr. 4— 1936 angegebenen, die pro Siedlerstelle jährlich eine Produktion von 1300 Eiern ausgerechnet hat. Nur in zwei Fällen waren die Hühner mit Nummern gekennzeichnet, um faule Leger auszumerzen, in 8 Fällen wurden zur Kontrolle die einfachen Fallnester verwandt. Dabei rentieren Hühner volkswirtschaftlich nur, wenn sie gut legen, da die teueren Körner, die überall zugefüttert werden müssen, Devisen erfordern, die sonst für die Einführung von Fetten verwendet werden können. Die Eier werden überall nur im eigenen Haushalt verwandt.

Ziegen werden nur in 14 Häusern gehalten, aber dann häufig gleich zwei, sodaß sich eine Gesamtzahl von 23 ergibt. Die Ziegenmilch wird im Haushalt zu Butter und Käse verarbeitet. Kaninchen werden in 59 Siedlungen (in Ginsheim erheblich mehr) gezüchtet und sind in kleinen Holzställen im Freien untergebracht. Ihre Zahl von durchschnittlich 4—5 erhöht den Fleischverbrauch der Siedler etwas. Sonst werden noch Gänse, Puter und Tauben angetroffen. In einem Haus befindet sich eine richtige Mästerei, die auch von dem Siedlungsführer beanstandet wird. Die Siedlerfrau erklärte jedoch, darauf angewiesen zu sein, da sie Geld verdienen müsse, um das Einkommen, das der Mann in Form

einer kleinen Rente bezieht, zu erhöhen. Das entspricht wohl nicht dem Siedlungsgedanken.

Die Ernährung.

Eines der Hauptziele des Siedlungswerkes ist die Ernährung der Siedler möglichst von der eigenen Scholle, billig, nahrhaft, kräftig und abwechslungsreich zu gestalten.

In den Mainzer Siedlungen ist die Ernährung vorwiegend vegetabilisch. Bevorzugt werden kohlehydratreiche Nahrungsmittel wie Brot, Kartoffel- und Mehlspeisen. Der Kartoffelverbrauch ist sehr hoch. Bei einer 12köpfigen Familie wird er mit 100 Zentner angegeben (o h n e Futterkartoffeln). Er beträgt im Durchschnitt — also für die errechnete 7köpfige Familie 29½ Zentner. Häufig wurde der Verbrauch von 10 Pfd. mittags und der gleichen Menge abends angegeben. Die Abfälle konnten leider nicht kontrolliert werden. Aber da fast überall eigene Schweine gehalten werden, ist anzunehmen, daß sie höher sind als gewöhnlich, also die Menge der tatsächlich genossenen Kartoffeln sich vermindert. Sie werden hauptsächlich in Form von Salzkartoffeln mit Gemüse gekocht und als Bratkartoffeln, also mit etwas Fettzusatz aufgewärmt, da diese Art der Zubereitung sättigt und weitere Zuspeisen überflüssig macht. Durch den billigen Preis und die Möglichkeit, sie täglich warm in verschiedener Form zu genießen, bildet die Kartoffel auch in der Siedlung ein wertvolles Nahrungsmittel.

Anders mit dem Brot, das auch in großen Mengen genossen wird. Im Durchschnitt werden 5¾ Pfd. täglich verzehrt, bei einer Familie mit 11 Kindern, davon 7 unter 10 Jahren, wurden sogar 16 Pfd. verbraucht. Dazu trägt wohl hauptsächlich die oft weite Entfernung des Arbeitsplatzes des Mannes bei, dem die Frau bis zu 2 Pfd. Brot als Mittagessen mitgibt, da sie ein warmes Essen morgens nicht frisch bereiten kann und der Weg zum Nachtragen zu weit ist. Das ist auf die Dauer eine ungesunde und teuere Ernährungsweise. Außerdem ist das kalte, vitaminarme, einförmige Mittagessen wenig sättigend und bekömmlich. Die Propaganda für ein warmes Mittagsmahl, das der Arbeitgeber für einen billigen Preis bereitstellen soll, ist aus diesen Erfahrungen heraus nur zu unterstützen. Zum Teil ist der enorme Brotverbrauch aber auch auf die Unkenntnis wirtschaftlichen Kochens und die Bequemlichkeit der Hausfrauen zurückzuführen. Je weniger gut ein Siedlerhaus gehalten ist, desto höher ist durchweg der Brot- und Marmeladeverbrauch. Aus einer gut geführten Siedlung läßt sich schon jetzt soviel herauswirtschaften, daß zu einer gemüse- und eiweißreicheren Nahrung übergegangen werden kann, da diese gesünder ist und länger vorhält als Brot.

Gemüse wird überall reichlich und fast täglich genossen. Auch die Menge ist größer als früher. Sogar die Hausfrauen, die vorher einen

Schrebergarten hatten, geben an, jetzt mehr Gemüse zu essen, da sie nicht jedesmal einen weiten Weg machen müssen, um dasselbe zu holen. Zwei Siedler essen überhaupt erst Gemüse, seit sie es selbst ziehen und behaupten, es sei ihnen früher zuwider gewesen. Auch Salate und Küchenkräuter, die in der Stadt kaum auf den Arbeitertisch kamen, werden jetzt in jedem Garten gebaut, machen den Küchenzettel abwechslungsreich und schmackhaft und erhöhen den Vitamingehalt der Nahrung. Besonders für die Kinder ist die reichliche Gemüsenahrung sehr gesund. In einer Reihe von Häusern wurden zur Zeit der Untersuchung große selbstgeerntete Mengen Spinat gekocht, als derselbe auf dem Markt noch 20 Pfg. das Pfund kostete. Da man ein halbes Pfund pro Person rechnen muß, war er also für eine Arbeiterfrau mit 5 Kindern sonst unerschwinglich. Kohl und Möhren werden in großer Menge in Mieten eingelagert und dienen bis Mitte März als einziges Wintergemüse.

Der Obstverbrauch wird dieses Jahr sicher zunehmen, da die Siedler auf die erste ergiebige Ernte rechnen. Selbst in dieser Gegend ist Obst als zusätzliche Kost für die Minderbemittelten zu teuer gewesen.

Der animalische Anteil der Nahrung ist den Berichten nach gering. Es gibt drei Familien, die wochenlang kein Fleisch auf dem Tisch haben, wenn ihre Aussagen stimmen. Eine lebt aus Überzeugung vegetarisch, die beiden anderen Familienväter sind Hilfsarbeiter mit 7 bezw. 4 Kinder unter 10 Jahren, für die Fleisch unerschwinglich ist. Sonst wird im Durchschnitt 2 bis 3mal in der Woche Fleisch gegessen. Die Menge ist in den Familien verschieden, ebenso die Häufigkeit, die von einmal wöchentlich, meist Sonntags, bis zu täglich wechselt. Die Fleischration beträgt allgemein ½ bis 2 Pfund für die ganze Familie. Jedoch bekommt der Mann mehr Fleisch, da er wegen der durchgehenden Arbeitszeit eine Nahrung braucht, die vorhält, also einen höheren Sättigungswert haben muß, als dies mit Brot und Kartoffeln zu erreichen ist. Meistens hat er täglich ¼ Pfd. Wurst mindestens zu verzehren. Nur wenige Frauen geben einen Mehrverbrauch an Fleisch in den letzten zwei Jahren an. Dabei rechnen sie, genau wie in diesen Betrachtungen (wegen mangelnder Kontrolle) bis jetzt, die zusätzliche Vermehrung des Fleischverbrauchs nach dem jährlichen Schweineschlachten n i c h t mit. Dann wird anfänglich Fleisch und Fett nach Bedarf genossen und nur ein Teil wird in Büchsen oder durch Räuchern konserviert und später als Zusatzkost betrachtet. Von den Hühnern werden pro Jahr 800 bis 1000 Eier erzeugt, die sämtlich dem eigenen Haushalt zufließen und im Sommer den Eiweißbedarf fast vollkommen decken sollen.

Die Möglichkeit einer ausreichenden und vernünftigen Ernährung ist durch Garten und Viehzucht jedem Siedler gegeben. Allgemein sehen die Familien gut ernährt aus. Es liegt ausschließlich an der Frau, durch richtige Einteilung und zweckmäßige Verwertung der erzielten

Produktion die Kost nahrhaft und bekömmlich zu gestalten. Wie weit dies der Fall war, konnte nicht kontrolliert werden.

Gesundheitsbefund.

Auf Befragen erklären alle Siedler, sich gesundheitlich, seit sie draußen in ihrem eigenen Heim wohnen, frischer und wohler zu fühlen. Vor allem werden gesundheitliche Fortschritte bei den Kindern beobachtet. In der ersten Zeit sollen alle einen Riesenhunger gehabt haben und bald sei ein plötzliches Wachstum und starke Gewichtszunahme zu bemerken gewesen, sodaß man sie in ihrer früheren Umgebung kaum wiedererkannt habe.

Eine kinderreiche Familie, die schon vorher bei einer anderen Siedlung mit Selbsthilfe eingetragen war, mußte die Beteiligung dort aufgeben, da der Mann eine Lungenentzündung (wohl grippöser Art) bekam. Sofort darauf erkrankte die Ehefrau, mußte an Brustfelleiterung operiert werden, und zwei Kinder bekamen ebenfalls Grippe und Lungenentzündung. Eine Tochter war schwer lungenleidend und konnte nicht isoliert werden. Seitdem sie her draußen wohnen, sind Infektionsübertragungen in diesem Maß nicht vorgekommen. Drei Familien begründen sogar ihre Bewerbung um eine Siedlung mit dauernden Infektionskrankheiten von Frau und Kindern, die durch die schlechten Wohnverhältnisse begünstigt werden. In einem Falle wird Diphtherie, Scharlach und Typhus hintereinander bei 3 Familienmitgliedern angegeben. In einer Familie hat die Frau seit Jahren eine offene Lungentuberkulose und ist ebenso, wie ihre drei schmächtiger Kinder, dauernd unter Kontrolle gewesen. Seitdem sie in der Siedlung sind, geht es der Frau viel besser, sie nahm an Gewicht zu und sieht jetzt blühend aus, ebenso wie die Kinder. Ein Invalide (durch Tbc.) mit einer durch Prof. Jehn ausgeführten Thorakoplastik gibt an, daß er von 70 (?) Operierten, mit denen er zusammen bei einem Kongreß gezeigt wurde, der einzige jetzt noch lebende ist. Das schiebt er neben der Sanatoriumbehandlung vor allem seinem Haus und Garten zu. Er arbeitet den ganzen Tag ein wenig im Freien und hat durch die zusätzlich erzeugte Nahrung gut zu essen. Die Isolierung ist leichter, da früher die Frau mit allen Kindern zusammenschlafen mußte, um ihm ein eigenes Zimmer zu geben. Jetzt fühlt er sich so frisch, daß er gegen den Rat des Arztes wieder eine Stelle bei der Post angenommen hat. Auch 2 andere Tuberkulöse haben sich in der Siedlung offenbar erholt.

Vier Frauen sind gemütskrank. Drei davon sind bereits sterilisiert. Als sie die Zusage für die Siedlerstelle bekamen, war die Voraussetzung der Erbgesundheit noch nicht in die Bedingungen aufgenommen. Jetzt ist ihre Entfernung schwierig, aber sie fühlen sich in dem ruhigen gleichmäßigen Leben besser und sind daher auch für ihre Umgebung leichter erträglich.

Zwei Kinder, von denen eines idiotisch ist, leiden an Krämpfen, die der Beschreibung nach bei einem zumindest auf Epilepsie verdächtig sind. Bei diesem sind Krampfanfälle auch bei Mutter und Großmutter vorgekommen.

Auf die Frage: „Überanstrengen Sie sich im Garten oder durch den längeren Arbeitsanmarsch, oder haben Sie sich hier Rheumatismus oder Ischias geholt durch die Gartenarbeit?" lachten alle und verneinten energisch, bis auf eine Frau, die sich beim Putzen des Baues Ischias geholt hatte. Nur über Erkältungen der Kinder in der „kalten Kammer" und der Kleinen, die mit ihren Eltern und Geschwistern in einem Bett schlafen müssen und daher oft unbedeckt liegen, wird in einigen Häusern geklagt. Von den Männern sind 11 kriegsbeschädigt und bis 70% erwerbsunfähig. Sie beziehen eine monatliche Rente von 30 bis 131 RM, sind aber bis auf 2 jetzt alle dauernd in Arbeit. Auch derjenige, der im Fragebogen Kopfschuß und Neurasthenie angibt, hat zeitweise Beschäftigung.

Die üblichen Kinder- und Infektionskrankheiten sind auch in den Siedlungen natürlich nicht verschwunden. Aber eine so schnelle Durchseuchung einer ganzen Familie und eine Folge von Krankheiten hintereinander, wie hier beschrieben, ist in den 2½ Jahren in keinem Falle aufgetreten. Die Besserung ist unbedingt auf die günstigeren Wohnungsverhältnisse und die allgemeine größere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten durch den gesunden Aufenthalt in der frischen Luft und die bessere Ernährung zurückzuführen.

Patienten werden allgemein in das Zimmer neben der Wohnküche verlegt, weil sie dort leichter zu versorgen sind. Doch wird dann aus wärmetechnischen Gründen die Zwischentür meist offen sein und eine vollkommene Isolierung ausschließen.

Die Siedlerauswahl.

Die eigentlichen Probleme der Durchführung von Kleinsiedlungen sind nicht technischer Natur, sie liegen auf dem Gebiete der Finanzierung und der Siedlerauswahl. Für das letztere sind die Mainzer Kleinsiedlungen ein gutes Beispiel.

Sie sind gebaut auf Grund der Richtlinien zum Erlaß vom 20. 2. 33. Dieser sagt über die Auswahl der Siedler unter Anderem in A 2 b: „Die Siedler und ihre Familienangehörigen müssen für die Bewirtschaftung der Stelle geeignet sein. Als Siedler kommen Erwerbslose und Kurzarbeiter in Frage. Unter ihnen sollen Kriegsbeschädigte und andere Kriegsteilnehmer bevorzugt werden. Unter gleichen Verhältnissen sind kinderreiche Familien vor kinderarmen zu berücksichtigen."

In der Anlage hierzu ist noch besonders hingewiesen auf die Berücksichtigung

1. langfristig Erwerbsloser,

2. besonderer Eignung zur Anpassung an halbländliche Lebensbedingungen,
3. der Zulassung körperlich Behinderter, deren Familien geeignet ist.

Am 7. Juli 1933 sind in einem Rundschreiben dazu folgende Erweiterungen bekanntgegeben: „Es kommen als Siedler künftig auch solche Familien in Frage, deren Einkommen das durchschnittliche örtliche Einkommen erwerbloser Familien nicht wesentlich übersteigt. Vollbeschäftigte Arbeiter können jedoch als Siedler nicht zugelassen werden. Aber es dürfen kinderreiche, minderbemittelte Familien auch dann, wenn der Siedler in voller Arbeit steht, angesetzt werden, wenn mehr als 5 minderjährige Kinder vorhanden sind. Es wird erforderlich sein, festzustellen, ob der Siedler bereits mit persönlichen Schulden vorbelastet ist."

Die Auswahl der Siedler in Mainz erfolgte durch das Dezernat für Fürsorgeangelegenheiten nach Anhörung der Kreisleitung der NSDAP. Die Gemeinden ließen den Fragebogen F 1 des Gauheimstättenamtes durch geeignet erscheinende Bewerber ausfüllen. Hier setzte die erste Schwierigkeit ein: Die Gemeinden hatten größtes Interesse daran, möglichst hochunterstützungsbedürftige Familien, die sich in schlechten Wohnverhältnissen befanden, aus ihrem Bezirk zu entfernen. Daher waren sie in der Annahme der fachlichen und charakterlichen Eignung recht großzügig. Im Verlauf dieser Untersuchungen wurde festgestellt, daß bei geringen Ansprüchen von 90 Siedlern nur 51 Männer und 48 Frauen, also rund die Hälfte, überhaupt Erfahrung in der Landwirtschaft oder Kleingärtnerei hatten. Besonders bei den Frauen ist dies bedauerlich, da ihnen jetzt, wo die Männer wieder in Arbeit stehen, die Hauptsorge für Garten und Stall obliegt und sie versagen, weil ihnen die einfachsten Vorkenntnisse fehlen.

Auch politisch war man sehr großzügig. Es wurde u. a. ein Abgeordneter von Komintern, Separatisten, SPD.- und KPD.-Mitgliedern angesiedelt. Man hatte sich das hohe Ziel gesteckt, durch die Erziehung in der Gemeinschaftsarbeit und dem Besitz von eigenem Grund und Boden, diese verhetzten Menschen wieder zu nationalen, mit der Scholle verbundenen und zufriedenen Arbeitern zu machen. Dies ist bei einigen in geradezu idealer Weise gelungen. Aber bei anderen ist festzustellen, daß die Eingliederung in die ländliche Gemeinschaft und die innere Umstellung große Schwierigkeiten bereitet, sodaß sie wieder ausgesiedelt werden müssen.

Die Voraussetzung der Erbgesundheit, wie sie im Erlaß des Reichsarbeitsministers vom 8. 7. 35 verlangt wird, war damals noch nicht gegeben. So mußten in den 2½ Jahren 3 Frauen sterilisiert werden, eine weitere leidet unter Verfolgungswahn. Verschiedene Männer werden als

haltlose Trinker bezeichnet. „Es ist unverantwortlich, diesen in eugenischer Hinsicht für den Staat vollkommen wertlosen Familien durch Ansiedlung noch eine Verbreiterung der Nahrungsgrundlage und damit ein weiteres Anwachsen der Familie zu ermöglichen." (W. Müller, 15).

Über den Leumund Genaueres zu erfahren, ohne die Gemeinden zu befragen, die an der Entfernung der betr. Bewerber interessiert sind, ist schwierig. Nur so ist zu erkären, daß ein bereits 12mal vorbestrafter Mann und eine Frau mit Zuchthausstrafe in der Siedlung anderen ehrlichen Volksgenossen den Platz wegnehmen konnten. Als Folge zeigte sich, daß schon in den ersten Monaten nach Bezug der Siedlung Diebstahl und Einbruch vorkamen. Ein Mord und Blutschande wurden begangen. Unterschriften wurden gefälscht, zwei Kinder begingen schweren Einbruchsdiebstahl und dem nächsten Gastwirt mußte verboten werden, den Siedlern ohne Barzahlung Getränke auszuhändigen.

Dann stellte sich heraus, daß unter den Erwerbslosen zwei ausgesprochene Arbeitsscheue sind, die, nur verlockt durch die billige Miete, sich beworben hatten, aber erhebliche Fürsorgeschulden machen, Haus und Kinder verwahrlosen lassen und heute noch zersetzende Kritik, sogar an dem ihnen übergebenen Heim üben.

Andere sind wegen vollkommener Unfähigkeit nicht in der Lage, trotz Anstrengung, die Kenntnisse und Fähigkeiten zu entwickeln, die zur Bewirtschaftung einer Siedlerstelle nun einmal nötig sind. Nach strenger Schätzung und den Angaben der Ortsvorsteher, wären am Maßstab der Richtlinien vom 14. 9. 37 gemessen, heute mindestens ein Viertel der Siedler zu entfernen. Siedelt man doch jetzt aus diesen Erfahrungen heraus ganz anders. Die Arbeitslosigkeit ist auf vielen Gebieten einem Arbeitermangel gewichen. Dadurch fällt das Problem der Arbeitsbeschaffung fort. Und die Wohltat einer solchen Siedlung soll nur den in jeder Hinsicht für den Staat wertvollen Menschen zukommen, damit auf Grund der besseren Lebensbedingungen ein weiteres Anwachsen der Familie möglich ist.

Die Folgen einer unzureichenden Siedlerauslese sind schwer wieder gutzumachen. 6 Siedler mußten bereits ausgewechselt werden. Bei 4 weiteren läuft das Verfahren. Aber es läßt sich auch jetzt noch am Ende der drei Probejahre durch gewissenhafte Auslese und Ausmerzung der ungeeigneten Elemente eine weitgehende Verbesserung der Siedlung erreichen. Die Erfolge der sorgsam ausgewählten Siedler, die nachträglich eingesetzt wurden, geben diesem Vorgehen recht.

Die Siedler.

Ein zuverlässiges, abschließendes Urteil über die Siedler ist der Untersucherin kaum möglich. Bei einem Besuch von ½ Stunde ist der erhaltene Eindruck von so vielen augenblicklichen Zufälligkeiten abhängig, außerdem wurden die Männer selten zu Hause angetroffen

und die Unterhaltung fand nur mit den Frauen statt. Zur besseren Beurteilung fanden mit den beiden Ortsvorstehern Besprechungen über die Siedler statt und ihr erfahrenes Urteil wurde überall berücksichtigt. Ferner wurden die Personalakten der Stadt Mainz bearbeitet.

Von den Männern sind über die Häfte gelernte und ungelernte Fabrikarbeiter in den großen Werken von Opel, der MAN und Waggonfabrik. 12 sind Tagelöhner und Hilfsarbeiter. 7 gehören dem Baugewerbe an, 3 sind kleine Angestellte, einer übt als Althändler einen freien Beruf aus und einer, der Hilfslehrer von Ginsheim, hat einen intellektuellen Beruf. Vier sind Vollinvaliden und Pensionäre und zwei sind erwerbslos. Von den Frauen übt keine einen Nebenberuf aus.

Der Netto-Wochenlohn ohne alle Zulagen schwankt zwischen 25 und 50 RM und beträgt durchschnittlich 35 RM. Für die Familien mit 5 und mehr minderjährigen Kindern wird jetzt durch die neuen Kinderbeihilfen eine Verbesserung von 9 RM wöchentlich eintreten, die sich sicherlich günstig auswirken wird. Fast alle waren längere Zeit — bis zu 9 Jahren — (denn langfristig Erwerbslose wurden bevorzugt) arbeitslos. Jetzt sind sie teilweise wieder seit einem halben Jahr oder kürzer in Arbeit und haben dringende Anschaffungen zu machen oder Schulden abzuzahlen.

Nur in 20 Familien hat jedes Kind ein eigenes Bett. In zwei Häusern schlafen fünf Kinder von 15—4 Jahren zusammen in zwei nebeneinanderstehenden Betten. In 3 Fällen schlafen die Eltern zusammen in einem 1mal 2 m Bett, damit die Kinder ein Bett mehr zur Verfügung haben. In besser gestellten Familien schlafen wenigstens die älteren Kinder allein in einem Bett. In vier Fällen schlafen die 15 bis 19-jährigen Jungen mit einem kleinen Bruder zusammen, in einem Fall ein Junge von 14 und ein Mädel von 10 Jahren. Ferner ein 12jähriges Mädel mit einem 10jährigen Bruder. Allgemein sind die Eltern zufrieden, wenn sie wenigstens die Geschlechter getrennt schlafen lassen können, sobald die Kinder einmal über 10 Jahre alt sind. Häufig haben sie selbst noch bei sich im Bett ein oder zwei kleine Kinder. Die Folgen dieser Verhältnisse sind auch bereits in einem Fall von Blutschande eingetreten.

Diese Zustände, die gerade durch die Vergebung der 4zimmerigen Siedlungen an Kinderreiche bekämpft werden sollten, haben verschiedene Ursachen:

1. Die meist mangelnden Mittel infolge jahrelanger Erwerbslosigkeit.
2. Der Unverstand der Eltern, z. B. einen teueren Radioapparat zu kaufen, wo noch Betten dringend benötigt werden.
3. Die räumliche Unmöglichkeit, genügend Betten aufzustellen, die allgemein besteht, wenn mehr als 6 Kinder vorhanden sind.
4. Die kalte Kammer.

Fast alle Siedler haben um eine Beihilfe oder um ein Darlehen für Kinderreiche nachgesucht und warten noch auf den Eingang dieses Geldes, um Betten zu kaufen. Hier wäre wirklich eine Gelegenheit, tatkräftig einzugreifen. Sind doch in manchen Häusern die Betten noch nicht einmal mit auswechselbaren waschbaren Bezügen versehen, sodaß an den roten Bett-Inlets jahrelanger Schmutz und nach Infektionskrankheiten Bakterien haften bleiben.

Das Alter der Männer liegt zwischen 31 und 59 Jahren und beträgt im Durchschnitt 44½ Jahre. Die Frauen sind 23 bis 55 und durchschnittlich 41½ Jahre alt. Diese Zahlen liegen, auch wenn man die 2½jährige Siedlungszeit abzieht, erheblich über dem in anderen Arbeiten angegebnen Mittelwert von 34 bis 37 Jahren bei den Männern und 32 bis 35 Jahren bei den Frauen. Die durchschnittliche Kinderzahl beträgt 5 (in Mombach 6, in Ginsheim 4,4), davon sind 2,5 Kinder jünger als 10 Jahre. Das hohe Durchschnittsalter ist zum Teil durch die Bevorzugung von Kriegsteilnehmer und Invaliden, die zugleich kinderreich sind, bedingt. Diese alten Leute gehören eigentlich nicht in eine solche Siedlung, die jungen kinderreichen Ehepaaren zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und damit zu einem weiteren Ansteigen der Geburtenziffern dienen soll. Auch verdienen in den Familien älterer Siedler schon mehrere Kinder, sodaß das Gesamteinkommen, das hier infolge ungenügender Aussagen leider nicht angeführt werden kann, weit über den errechneten Normalverdienst liegt. Somit ist die Voraussetzung der Minderbemitteltheit nicht mehr gegeben.

Auch der Lehrer dürfte den Bestimmungen nicht genügen. Man hatte sich von ihm ein gutes Vorbild für die Siedler erhofft, aber das hat sich nicht bestätigt. Er bearbeitet seinen Garten nicht selbst und hält kein Vieh. Weder er noch seine Frau haben Vorkenntnisse in der Landwirtschaft und die dreijährige Ehe ist bis jetzt kinderlos. Wieder ein praktisches Beispiel für die Wichtigkeit sorgfältiger Siedlerauswahl!

Die jetzige Belastung mit 18 RM Monatsmiete ist sehr niedrig, liegt also erheblich unter der festgesetzten Höhe von ¼ des Monatseinkommens. Die Siedler mußten für ihre früheren 1 bis 3 Zimmerwohnungen 9 bis 55 RM, im Durchschnitt 24 RM zahlen. Dabei waren diese Wohnungen meist in schlechtem Zustand, luft- und sonnenlos und für die großen Familien viel zu eng. Von der Miete wurden in $^2/_5$ der Fälle von der Fürsorge 4—27 RM, durchschnittlich 12 RM bezahlt. In 34 Fällen zahlte sie auch die Hauszinssteuer. Die Mietersparnis dient jetzt noch den nötigsten Anschaffungen und Verbesserungen in Haus und Garten.

Die Bildung der einfachen Leute in dieser Gegend ist allgemein gut. Nach einem kurzen Besuch kann natürlich ein endgültiges Urteil über die Bildung der Siedler nicht gegeben werden, nur die Bildungsmöglichkeiten können angeführt werden.

57 der Siedler haben einen Radioapparat, das sind 63%, eine bemerkenswert hohe Zahl! Besonders wenn man sie mit der Zahl der

Betten vergleicht. In 57 Häusern haben die Kinder kein eigenes Bett und in 34 davon steht in der Wohnküche ein Radio, trotzdem die Frauen selbst angeben, daß das Radio sie 4—5 RM monatlich kostet ohne Amortisation, lediglich für Gebühren und Stromverbrauch. Damit ist die Bildung auf Kosten der Hygiene teuer erkauft. Wenn dann noch festgestellt wird, daß vorwiegend leichte Musik und wenig landwirtschaftliche Vorträge gehört werden, ist das ein niederschmetterndes Ergebnis. Nur die Möglichkeit, sich über die Neuigkeiten zu unterrichten, wird überall voll ausgenutzt.

Eine Tageszeitung halten 72 Siedler. Allgemein haben diejenigen, die sie nicht halten, auch kein Radio. Alle haben jedoch eine Wochenzeitung, wie den „SA-Mann" oder die „Braune Post", die sie in großen Zügen über Neues auf allen Gebieten unterrichten soll. Eine Leihbibliothek wird nicht benutzt. Auch Theaterbesuche mit K.d.F. sind wegen der Umständlichkeit der Fahrt sehr selten. Über Kinobesuche war nichts genaues zu erfahren. Die vierteljährlichen Siedlervorträge werden regelmäßig besucht.

Der erste Eindruck ist in fast allen Siedlungen recht günstig. Die meisten Frauen bringen es fertig, trotz der vielen Kinder, das Haus in einigermaßen gepflegtem Zustand zu erhalten. Bei einem Besuch des Gauheimstättenführers wurde die Ginsheimer Siedlung sogar als „vorbildlich" bezeichnet. Viele Siedler machen jetzt einen tüchtigen, arbeitsfreudigen, sparsamen Eindruck und lieben ihre Scholle.

Dieses Urteil wird leider durch die unerfreulichen Elemente, die durch die Art der Auswahl hereinkamen, nach außen fast vollkommen verwischt. Besonders die andere Bevölkerung der Orte, an die sie eng angeschlossen sind, läßt sich dadurch in ihrem Urteil stark beeinflussen.

Die Ortsvorsteher klagen über mangelnde Disziplin und ungenügendes Interesse an der Bewirtschaftung der Stelle, die Fürsorgeschwester über die Verlausung und Verschmutzung, die Lehrer über verwilderte, unerzogene Kinder und die Kaufleute über unbezahlte Rechnungen. Mit dem Wiederbeginn der Arbeit hat sich hier sicher manches gebessert. Die Frauen berichten, daß die Liebe zur eigenen Scholle sich erst mit ihrer Bearbeitung allmählich herausgebildet hat und sie so in ein anderes inneres Verhältnis zu ihrer Siedlung gekommen sind. Dadurch tragen sie gern und freudig die größere Arbeit und danken dem Führer des Dritten Reiches, der ihnen das Siedeln ermöglicht hat.

So ist ein Ziel doch in vielen Fällen erreicht: die Schaffung eines deutschen, bodenständigen, zufriedenen Menschen.

Zusammenfassung und Schlußfolgerung.

Das hier mitgeteilte Tatsachenmaterial von Untersuchungen in 90 Siedlerstellen bei Mainz, die 2½ Jahre bewohnt sind, bringt einen Beweis für die grundlegende Wichtigkeit der Siedlerauswahl in Hinsicht auf erbbiologischen und sozialen Wert, auf den Charakter und nicht zuletzt auf die landwirtschaftliche Eignung der Bewerber.

Über das Haus ist zu sagen, daß es im allgemeinen den Forderungen, die vom Hygieniker an Reichs-Kleinsiedlungen gestellt werden, nahe kommt. Doch ist festzustellen, daß Fehlschläge, wie die „kalte Kammer" über dem „Werkplatz" mit praktisch 4 Außenwänden, durch eine engere Anlehnung an bereits vorhandene Standardlösungen, hätten vermieden werden können.

Hygienisch unmöglich ist der Abort, der in Hausmitte liegend dauernd riecht, da in dem schrägen Rohr die Abfälle liegen bleiben und die Abortgrube keine Entlüftung hat — außer durch den Abort selbst! Es ist also zu fordern, daß die Stadt in Anerkennung dieses Mangels den Siedlern die Möglichkeit gibt, eine Überdachentlüftung der Grube anzubringen, zumal dies nicht mit hohen Kosten verknüpft ist.

Unhaltbar vom hygienischen und moralischen Standpunkt aus ist das Zusammenschlafen von 2 und mehr Personen in einem Bett bei Erwachsenen und älteren Kindern. Die Beschaffung von mehr Betten ist dringend anzuraten, wobei Sachleistungen den Barzahlungen vorzuziehen sind. Außerdem ist aus dem Mißverhältnis zwischen der Anzahl der in Betrieb befindlichen Radioapparate und der Bettenzahl auf ein Unverständnis der Bevölkerung für die Wichtigkeit hygienischer Grundlagen zu schließen. Aus den Aussagen der Siedler, daß sie in der Anschaffung nötiger Dinge sich auf die öffentliche Wohltätigkeit verlassen, dafür aber Luxusausgaben selbst bestreiten, wie nachgewiesen, ist auf eine immer noch falsche soziale Einstellung zu schließen.

Die Beobachtung der technischen Einzelheiten ergibt, daß bei der Kleinsiedlung eine ganz genaue liebevolle Durchkonstruierung bis ins Kleinste unerläßlich ist, damit nicht geringe Fehler zu größeren Mängel führen, die mit etwas mehr Mühe hätten vermieden werden können, wenn man zeitig daran gedacht hätte, in welchem Maße gerade bei diesen Kleinwohnungen jeder Raum und jedes Ding beansprucht wird.

Die Erfolge in der Bewirtschaftung des Gartens sind zufriedenstellend. Auch die Tierhaltung ist durchweg gut. Das Ziel der Selbstversorgung jedoch ist in diesen Siedlungen, trotz der allgemein guten Be-, dingungen, nicht zu erreichen, da die Gärten zu klein sind, um die für das Vieh erforderliche Menge Futter zu erzeugen. Eine Zupachtung von Land ist vorläufig noch nicht möglich, da die Arbeitskräfte

der ganzen Siedlerfamilie zusammen nicht ausreichen, dieses auch noch zu bebauen. Die Krisenfestigkeit ist absolut zu bejahen, denn der zusätzliche Nebenerwerb langt bei gut ausgeführten Siedlungen durchaus, um in Zeiten der Not eine Senkung des Lebensstandards unter das hygienisch geforderte Maß zu verhindern.

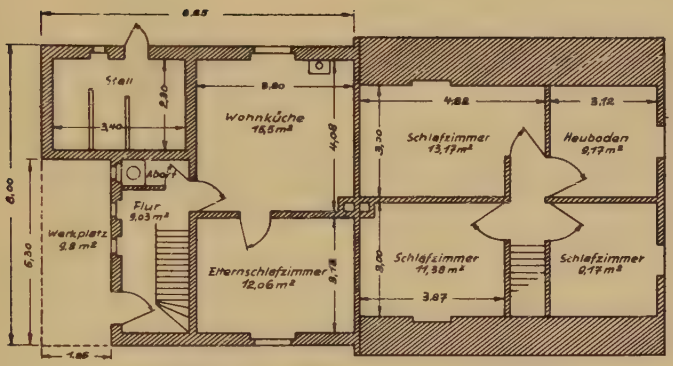
Was die Ernährung anbelangt, so ist bis jetzt vor allem eine Steigerung des Gemüseverbrauchs auf das Mehrfache festzustellen. Der Eiweißkonsum ist etwas vermehrt, da durch die Viehhaltung zeitweise mehr Fleisch verzehrt wird; inwieweit aber im übrigen Jahr das Geld statt für Fleisch für Tierfutter ausgegeben wird, war in diesen Untersuchungen nicht zu kontrollieren. Auffallend ist der große Kartoffel- und Brotverbrauch bei geringem Fettverzehr, trotzdem die Einkommensverhältnisse z. Zt. als gut anzusehen sind.

Unverkennbar sind die guten Auswirkungen auf den Gesundheitszustand. In zwei Fällen hat sich eine Tuberkulose seit dem Wohnen in der Siedlung wesentlich gebessert. Die Kinder sehen alle blühend aus. Irgendwelche Schäden durch Überarbeiten im Garten oder Überanstrengung durch den längeren Anmarsch zur Arbeitsstätte konnte in keinem Falle nachgewiesen werden. Im Gegenteil fühlen sich die Siedler viel frischer und gesünder als zur Zeit ihres Stadtaufenthaltes.

Eine Beurteilung der Siedler selbst und ihrer Gesamterfolge ist hier schwer, da durch die Art der Auswahl die Zusammensetzung sehr gemischt ist. In allen Fällen aber ist die Tüchtigkeit, Sparsamkeit und landwirtschaftliche Eignung der Frau ausschlaggebend für das Gedeihen der Siedlung.

Allgemein ist die Siedlung, abgesehen von einzelnen hier gezeigten und begründeten Mißständen, doch als bedeutender Erfolg zu werten. Es ist unter Berücksichtigung und Verbesserung einmal erkannter Fehler und Verwertung der immer größeren Erfahrungen auf dem Gebiete des Kleinsiedlungsbaues u einem weiteren Ausbau zuzuraten. Gebiete des Kleinsiedlungsbaues zu einem weiteren Ausbau zuzuraten. Diese Arbeit bestrebt durch ihre Kritik und Verbesserungsvorschläge auf hygienischem und sozialhygienischem Gebiet einige Erfahrungshinweise beizutragen.

An dieser Stelle möchte ich Herrn Dr. Schmidt-Lange für die Überlassung der Arbeit und seine freundliche Unterstützung bestens danken.



Haustyp M = 1:100

Fragebogen.

Lfd. Nr.: Name:
Mann:
Alter:
Beruf:
Früher i. Landwirtsch.:
Frau:
Alter:
tätig:
Früher i. Landwirtsch.:
Zahl der Kinder:
über 10 Jahre:
unter 10 Jahre:
verdienend:
Frühere Wohnung:
Mit dem Haus zufrieden.
Ist es feucht:
Schwamm:
Schwitzwasser:
Ist es kalt:
Verandazimmer, kalt:
feucht:
Schluß der Fenster:
Türen:
Abort:
riecht:
schwarz beschlagen:
Waschküche:
waschen, wie oft:
baden:
Stall:
groß genug:
feucht:
schlechte Luft:
Heuboden, ausgebaut:
Dielen gelegt:
Hat jedes Kind ein Bett:
Wieviele und welche schlafen zusammen:
Wieviel Betten in einem Zimmer:
Kinder im Winter aus Verandazimmer:
Wieviel Öfen dazu gesetzt:
Wieviel elektrische Anschlüsse dazu gelegt:
Zubauten:
Schlaf- oder Wohnzimmer unten:
Sonstige Verbesserungen:

Pumpe gesetzt:
Strom- und Wasserrechnung:
Gasrechnung:
Wieviel Watt hat die Lampe in der Wohnküche:
Elektrisches Bügeleisen vorhanden:
  Benutzt:
Radio vorhanden:
Tageszeitung gehalten:
Hat der Mann Arbeit:
dauernd:
  Wie lange schon:
Netto-Einkommen pro Woche:
Verkehrsmittel:
  Kosten dafür:
Wie oft kommt die Frau in die Stadt:
Zahl der Schweine:
  Hühner:
  Ziegen:
  Hasen:
Woher das Schweinefutter:
Wieviel Zentner Kartoffel aus dem Garten:
Wieviel Zentner Speisekartoffel jährlich benötigt:
Wieviel Zentner Kohlen jährlich verbraucht:
Wieviel Pfund Brot täglich:
Wie oft Fleisch in der Woche:
  wieviel:
  früher:
Wie oft Gemüse in der Woche:
  früher:
Ernährungszustand:
  Was für Krankheiten in der Familie:
    früher:
    jetzt:
Überanstrengung im Garten:
  Rheumatismus:
  Ischias:
  Erkältung:
Jetzt weniger Krankheiten:

*) Sauberkeit:
  Lüftung:
  Ordnung:
  Gartenpflege:
  Tierpflege:

*) Die letzten 5 Fragen wurden nach Besichtigung der Siedlung von der Untersucherin beantwortet.

Literatur.

1. v. Bronsart: Der Garten des Kleinsiedler. Gesundheitstechnik und Städtehygiene, 1934, Heft 10.
2. Elshoff, Fr.: Zwei Jahre vorstädtische Kleinsiedlung. Forschungsstelle für Siedlungs- und Wohnungswesen der Universität Münster.
3. Feucht, O.: Fortschritte im Siedlungsbau. Diss.
4. Fox, O.: Hygien. und sozialhygien. Gesichtspunkte zu den Stadtrandsiedlungen der Stadt Münster i. W. Diss. 1934.
5. Gaumitz: Grundrißanordnungen und Siedlungsbau. Gesundheitsingenieur 1935, Nr. 31.
6. Heilmann: Entwässerung von Siedlungen. Gesundheitsingenieur 1934, Nr. 38.
7. John, H.: Die neue Münchner Kleinsiedlung „Am Hart". Diss. 1936.
8. Klieve, Stadtrandsiedlung im Spiegel der Hygiene. Gesundheitsingenieur 1933, Nr. 21.
9. — Über gesundheitliche Folgen im Siedlungswerk. Gesundheitsingenieur 1935, Nr. 31.
10. Koschare: Spülaborte in Siedlungen. Gesundheitstechnik und Städtehygiene 1934, Nr. 10.
11. Krop, H.: Die sozialhygien. Verhältnisse in den Not- und Behelfswohnungen in Zamdorf bei München. Diss. 1936.
12. Knipping: Der Arbeiterwohnungsbau. Techn. Mitteilungen des Hauses der Technik, Essen 1937.
13. Müller, W.: Siedlerauswahl und Siedlerbetreuung. Monatshefte für N.S. Sozialpolitik 1936, Nr. 5.
14. Schmidt-Lange: Zur Behebung der Feuchtigkeit in Siedlungen. Der öffentliche Gesundheitsdienst 1938, 3. Jahrgang, Heft 20.
15. Selter, H.: Grundriß der Hygiene, Band 1 und 2. Leipzig 1920.
16. Wein, K.: Sozialhygien. Untersuchungen in der Reichskleinsiedlung München-Freimann. Diss. 1936.
17. Wille, A.: Bisherige Ergebnisse der ersten 4 Abschnitte der Kleinsiedlung. Reichsarbeitsblatt 1937, Nr. 37.

Lebenslauf.

Ich, R u t h L a u e, bin am 9. März 1913 in Hannover geboren. Nach einem halben Jahr übersiedelten meine Eltern nach Mainz, wo 1919 mein Vater an einer Kriegsverletzung starb. Ich besuchte die Studienanstalt in Mainz. Dort bestand ich 1932 das Maturum. Es schloß sich ein halbjähriger Aufenthalt in England an und ein 4monatiger Kurs in Haushaltkunde und Stenografie. 1933 begann ich das Medizinstudium in Bonn, wo ich 1934 das Vorphysikum bestand. Die weiteren Semester studierte ich in München mit Ausnahme des Sommersemesters 1937, das ich in Königsberg verbrachte. 1935 habe ich in München das Physikum bestanden und befinde mit zur Zeit im med. Staatsexamen.